



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 6 June 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

6

Köln, 15. Juni 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Junge Algerier

Foto: Lindroos



Jugendarbeitsschutzgesetz voller Halbheiten

Nun ist es also da – das neue Jugendarbeitsschutzgesetz. Zehn lange Jahre haben die Jugend und die Eltern darauf gewartet. Am 20. Mai 1960 wurde das Gesetz in dritter Lesung endgültig verabschiedet; am 1. Oktober 1960 tritt es in Kraft.

Analog dem Sprichwort „Was lange währt, wird endlich gut“ müßte das Gesetz ein wahres Wunderwerk an Schutzmaßnahmen für die Jugendlichen enthalten. – Man muß sich über etliche der nunmehr beschlossenen Bestimmungen wundern. Zwar bringt das Gesetz einige wesentliche Verbesserungen des zur Zeit bestehenden Schutzes. Erfreulich ist vor allem, daß es für alle Jugendlichen – auch für die in der Land- und Hauswirtschaft sowie in der Binnenschifffahrt Beschäftigten und ebenso für jugendliche Beamte – gilt. Für einige Bundesländer bedeutet der Urlaub von 24 Tagen für alle Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr eine Verbesserung. Akkord- und Fließarbeit wurde verboten, und die Bestimmungen über die Berufsschule wurden verbessert. So darf auch vom jüngsten Stütz nicht mehr verlangt werden, daß er vor der Schule noch in die Werkstatt muß, sofern die Schulzeit vor 9 Uhr beginnt. Dauert die Schule mindestens 6 Stunden einschließlich der Pausen, braucht er an diesem Tage überhaupt nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Was jedoch an Ungereimtheiten und selbst an Verschlechterungen des Regierungsentwurfes beschlossen und an Begründungen hierfür angeführt wurde, muß ein Gefühl der Bitterkeit und Enttäuschung bei den Jugendlichen zurücklassen. Es ist deshalb verständlich, daß die SPD-Bundestagsfraktion in der Schlußabstimmung dem Gesetz nicht zustimmen konnte.

Kinderarbeit in der Landwirtschaft zugelassen

Gleich zu Anfang sagt das Gesetz in recht seltsamer Weise, daß „gelegentliche Hilfeleistungen“ nicht in den Geltungsbereich fallen und damit natürlich auch für Kinder gestattet sind.

Nun will sicher niemand verbieten, daß ein Kind oder ein jugendlicher einer Familie in der Nachbarschaft mal gelegentlich hilft. Derartige Hilfeleistungen haben jedoch in einem Arbeitsschutzgesetz nichts zu suchen. Werden sie ausdrücklich erwähnt, so besteht die Gefahr, daß der Kinderarbeit geradezu Tür und Tor geöffnet wird.

Es kommt aber noch besser. Im Bereich der Landwirtschaft fallen die verwandten Kinder und Jugendlichen überhaupt nicht unter das Gesetz, und die Arbeit fremder Kinder ab zwölf Jahren wird in Form sogenannter „gelegentlicher leichter Hilfeleistungen“ in der Zeit von 8 Uhr bis 18 Uhr – also für zehn Stunden am Tag – zugelassen.

Die im Bundestag während der Beratungen gegebenen Begründungen für die Zulassung derartiger Kinderarbeit sprechen jeder Beschreibung hohn. Es war von Spielerei, gesundheitsfördernden Auswirkungen, besserer Körperdurchblutung, stärkerem Pflichtbewußtsein u.ä. die Rede. Selbst eine Ärztin der größten Regierungspartei stellte derlei Behauptungen auf. Zu verstehen ist dies nur, wenn man weiß, daß es bis heute in der Bundesrepublik keinen Lehrstuhl für Arbeitsphysiologie gibt. Hätte die Frau Doktor jedoch einige Vorlesungen bei Professor Graf vom Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie gehört und einige seiner Studien und Schriften gelesen, so wäre sie sicherlich zu etwas anderen Auffassungen gekommen. Wer gerade zur Zeit wieder sieht, wie Kinder zu Dutzenden auf den Rübenfeldern kriechend stundenlang Rüben verziehen – laut Begründung wird dies auch künftig zugelassen –, der muß sich ob dieser Auslassungen an den Kopf greifen. Doch einmal wurde deutlich, was gemeint war, als vom Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft die Rede war. Die schriftliche Begründung spricht ganz offen davon, daß es „zur Zeit der Landwirtschaft – insbesondere den kleinbäuerlichen Betrieben – noch nicht zugemutet werden kann, völlig auf die Mithilfe fremder Kinder zu verzichten, wenn es auch das Ziel bleibt, die Kinderarbeit in der Landwirtschaft in jeder Form zu beseitigen“. Durch Kinderarbeit sollen also wirtschaftliche Schwierigkeiten in der Landwirtschaft und der Mangel an Arbeitskräften ausgeglichen werden. Das genügt wirklich, um zu wissen, was tatsächlich mit der Spielerei gemeint ist.

Die Mehrheit faßte ferner den eigenartigen Beschluß, daß die 17jährigen jugendlichen Facharbeiter, die die Abschlußprüfung bestanden haben, ebenfalls nicht mehr unter das Gesetz fallen sollen. Waren die Abgeordneten wirklich der Meinung, daß der

Jugendliche, der die Abschlußprüfung bestanden hat, einen geringeren Schutz benötigt als derjenige, der bei der Prüfung durchfällt?

Einige Magenschmerzen muß ihnen die Sache doch bereitet haben, denn der Beschluß wurde in letzter Minute gemildert. Für die 17jährigen ausgelernten Facharbeiter sollen die Bestimmungen über den Urlaub, das Nachtarbeitsverbot und das Verbot der Akkord- und Fließarbeit ebenfalls gelten.

Arbeitszeit bis 44 Stunden

Die Regelung der Arbeitszeit geht an der Wirklichkeit und an der Arbeitszeitentwicklung vorbei. Nunmehr bringt das Gesetz drei unterschiedliche Arbeitszeiten: 40 Stunden wöchentlich für Jugendliche bis zum 16. Lebensjahr, 44 Stunden in der Woche vom 16. bis 18. Lebensjahr; für die 17jährigen jugendlichen Facharbeiter gilt die betriebsübliche Arbeitszeit.

Interessant wird die Sache, wenn man weiß, daß das 9. Schuljahr in Kürze eingeführt wird, so daß die 40-Stunden-Woche praktisch für alle in das Arbeitsleben eintretenden Jugendlichen weniger als ein Jahr und für die Hälfte weniger als ein halbes Jahr dauert. Letztlich wird also die 44-Stunden-Woche für die Jugendlichen eingeführt, obwohl für viele Erwachsene tariflich Arbeitszeiten unter 44 Stunden wöchentlich festgelegt sind. Ein Trost bleibt jedoch: Die Begrenzung der Arbeitszeit auf höchstens acht Stunden täglich und die Aufnahme der Bestimmung noch in der zweiten Lesung, daß die Jugendlichen in keinem Falle länger als die erwachsenen Arbeitnehmer des Betriebes beschäftigt werden dürfen. Arbeiten die Erwachsenen also samstags nicht, so muß auch den Jugendlichen freigegeben werden. Da nun die tägliche Arbeitszeit auf acht Stunden begrenzt ist, ergibt sich $5 \times 8 = 40$ Stunden in der Woche. Es ist also zu hoffen, daß unsere Jugendlichen über fünf Ecken und auf lange Sicht doch noch zur 40-Stunden-Woche kommen. Weshalb denn aber dieses Puzzlespiel? Der Bundestag hätte sich wirklich Anerkennung bei der Jugend verschafft, wenn er klar und offen die 40-Stunden-Woche für alle Jugendlichen eingeführt hätte.

1 + 2 = 0

So erfreulich das Verbot der Akkord- und Fließarbeit ist – nur für die Jugendlichen über 16 Jahre kann die Aufsichtsbehörde Ausnahmen zulassen, wenn keine Gesundheitsgefährdung zu befürchten ist –, so findet sich auch hier ein Pferdefuß. Gestrichen wurde das im Regierungsentwurf vorgesehene Verbot auch der Arbeiten, bei denen durch ein gesteigertes Arbeitstempo ein größerer Verdienst erzielt werden kann. Es sind die Arbeiten, bei denen der Jugendliche einem Akkordarbeiter Zuträgerdienste leistet, wobei das Tempo vom Erwachsenen bestimmt wird. Auch Arbeiten im Prämienlohn fallen darunter, sofern die Prämie vom Tempo und der Leistung abhängig ist. Gerade derartige Arbeitsmethoden nehmen in der gesamten Wirtschaft ständig überhand. Sie sind zumindest genauso gesundheitsgefährdend wie die Akkord- und Fließarbeit, weil sie auf Grund der höheren Verdienstmöglichkeiten den Jugendlichen ohne Rücksicht auf seine körperliche Leistungsfähigkeit zu einer größeren Leistung anreizen. Die Begründung für die Streichung war zum Davonlaufen: Bei der Akkord- und Fließarbeit kommt es nur auf das Tempo an, bei den angeführten Arbeitsmethoden kämen jedoch außer der Mengenleistung noch Qualitätsanforderungen und Leistungen für größere Ma-

terialersparnisse hinzu. Alle drei zusammen könnten jedoch zu keinerlei Überforderungen führen.

1 + 2 = 0 – das und nichts anderes wollte der Abgeordnete den Zuhörern weismachen und das im Hohen Haus des Bundestages, dem höchsten Gremium des Volkes.

Ausreichende Gesundheitsüberwachung zerschlagen

Ein wahres Trauerspiel war die Debatte um die Gesundheitsuntersuchungen. Dem Regierungsentwurf wurde unterstellt, daß er Ansätze für einen staatlichen Gesundheitsdienst enthalte. Dabei sah der Regierungsentwurf nichts anderes vor, als fast alle europäischen Länder seit Jahren praktizieren und alle in der Internationalen Arbeitsorganisation vertretenen Länder – also auch die Bundesrepublik – durch die Übereinkommen Nr. 77 und 78 für notwendig erklärten. Es bleiben nurmehr eine Untersuchung vor der Einstellung der Jugendlichen und eine Nachuntersuchung im ersten Beschäftigungsjahr. Keinerlei zwingende Gesundheitsmaßnahmen sind vorgesehen, wenn Schädigungen durch den Arzt festgestellt werden. Die langjährigen Bemühungen, endlich auch in der Bundesrepublik eine Gesundheitsbetreuung entsprechend den Internationalen Übereinkommen zu erhalten, wurden von der Mehrheit des Bundestages restlos zerschlagen.

Wer ferner geglaubt hat, daß es dem Gesetzgeber darauf ankommt, im Gesetz selbst Maßnahmen für eine bessere Einhaltung zu treffen, wurde erneut enttäuscht. Zwar wurde das Strafmaß empfindlich erhöht, die Prozeßstandschaft des Landes sowie die Auskunftspflicht der Lehrer – alles bewährte Mittel, damit ein Gesetz besser eingehalten würde – wurden jedoch gestrichen. Ein einziger Ausschuß für Jugendarbeitsschutz in jedem Lande bleibt bestehen, um aufklärend über Sinn und Inhalt des Gesetzes zu wirken.

Bei alledem konnte die Opposition mit Engelszungen reden; selbst als sie in weiten Teilen versuchte, den Regierungsentwurf zu retten, wurde sie niedergestimmt.

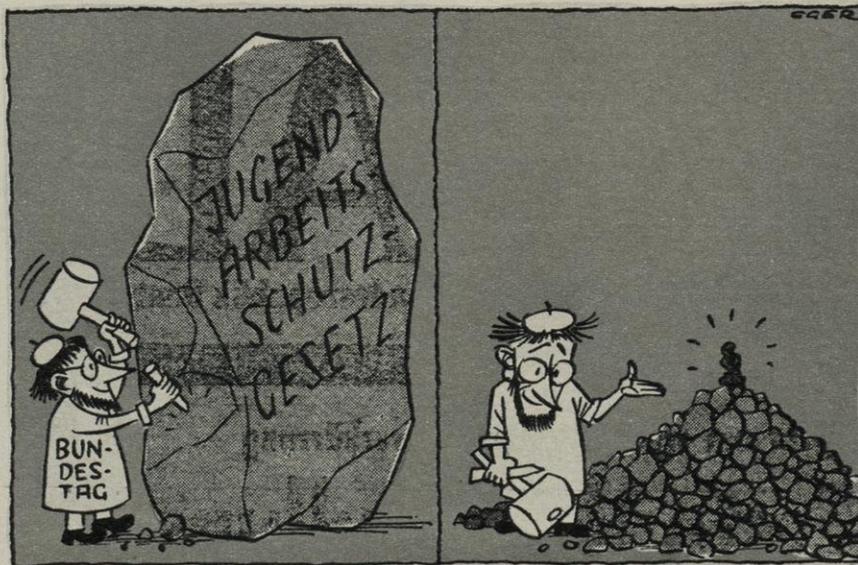
Der Bundesarbeitsminister saß dabei, sah zu und sagte ... kein Sterbenswörtchen. Selbst der Opposition gelang es nicht, ihn zu einem Wort der Verteidigung des Regierungsentwurfes zu bewegen. Die arbeitende Jugend muß von ihrem Bundesarbeitsminister zutiefst enttäuscht sein. „Wo bleibt Ihr Mut, Herr Minister, den Sie von der Jugend immer wieder verlangen?“

Zweifelloos hat der Bundestag eine Chance verpaßt, als er das Gesetz in der jetzigen Form verabschiedete. Etliche schlechte, viele halbe und wenige ganze Lösungen erbringen kein gutes Gesetz, das unsere Jugend vor Schäden am Arbeitsplatz bewahren und ihr eine gute Entwicklung sichern soll.

Trotz allem bleibt die Aufgabe, die Zeit bis zum Inkrafttreten des Gesetzes am 1. Oktober 1960 zu nützen, um dafür zu sorgen, daß trotz aller Mängel das nunmehr beschlossene Gesetz in der Praxis durchgeführt wird – eine Verpflichtung, der sich sowohl die Jugendlichen, die Eltern, die Schule, als auch die Gewerkschaften und die Arbeitgeber zu stellen haben.

F. K.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“, erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfer-tiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.





Boris Pasternak gestorben

Ein Dichter ist gestorben. Rußland ist ärmer geworden. Die Welt ist ärmer geworden. Dieser Mann war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein Mensch, der die heute – und besonders unter einer Diktatur – seltene Eigenschaft besaß, sich nicht zu Dingen zwingen zu lassen, die er vor sich selbst nicht verantworten konnte. 1938 wurde er aufgefordert, die Erschießung der alten Bolschewiki und Generäle zu begrüßen. Er lehnte – unter Stalin – ab. Immer hat ihn der Machtapparat in Rußland bedrängt, aber er fühlte sich nur seinem Gewissen und seiner Kunst verantwortlich. Er handelte nach dem Wort des Dichters, dessen Werke er für sein Land übersetzte, nach den Worten Shakespeares: „Dies über alles: Bleib dir selber treu!“

Bis zum „Dr. Schiwago“ war er nur als Lyriker bekannt. Seine Gedichte, die er lange Jahre nicht veröffentlichen durfte, gingen in Freundeskreisen von Hand zu Hand. Gerd Ruge schildert in seiner schönen Bildbiographie über den Dichter eine Szene, wie Pasternak 1946 am Vortragspult steht und ihm ein Blatt aus der Hand fällt. Er unterbricht, um das Blatt aufzuheben, aber da setzen die Zuhörer das Sprechen des Gedichtes fort.

Die Welt des Geistes ehrte ihn. Sie sprach ihm den Nobelpreis für Literatur zu. Der Staat verbot ihm, den Preis anzunehmen. Die geistigen Lakaien des Regimes schlossen ihn aus dem

Russischen Schriftstellerverband aus. Die Nobelpreisträger Hemingway und Laxness boten ihm Asyl an, aber er blieb in seiner Heimat. Vielleicht ahnte er, der oft krank war, sein nahes Ende. Näher liegt, daß er das Land, in dem er verwurzelt war, nicht verlassen wollte, weil er die Hoffnung hatte, daß dieses Land sich wandeln wird, daß einmal Platz sein könnte für das freie Wort. Sein Wort war nicht gegen das herrschende Regime gerichtet, falsch ist auch, als wäre er unbedingt Freund einer Welt gewesen, die die des Kapitalismus ist. Er sah schon eine Welt, die „leise und unauffällig wie das Gras“ wächst.

Der schwedischen Literaturhistorikerin Nils Ake Nilsson sagte er: „Im 19. Jahrhundert regierte die Bürgerklasse. Sie kennen sie aus der Literatur oder vielleicht noch besser aus Ibsens Dramen. Die Menschen suchten Sicherheit in Geld und Besitz. Der Sicherheitstraum des Menschen war stark und unerschütterlich. Jetzt hat der Mensch eingesehen, daß es für ihn keine Sicherheit gibt. Das ist nicht nur eine russische Erfahrung. Im Zeitalter der Weltkriege, im Atomzeitalter bedeuten die Dinge nicht mehr dasselbe für die Menschen. Wir haben gelernt: Wir sind Gäste des Daseins, Reisende zwischen zwei Stationen. Wir müssen unsere Sicherheit in uns suchen. In der kurzen Zeit, in der wir leben, müssen wir uns über unser Verhältnis zur Welt, in der wir leben, über unseren Platz im Universum klar-

werden. Das bedeutet, wie ich es sehe, eine Abkehr von der materialistischen Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts. Es bedeutet eine Wiedergeburt der geistigen Werte des inneren Lebens, der Religion. Ich meine nicht Religion als Dogma, als Kirche ohne Lebensgefühl. Verstehen Sie, was ich meine?“

Zwischen den Fronten also das Neue ahnend und hoffend. Vielleicht einmal, wenn der Lärm der großen und dumpfen Worte und des ständigen Kampfes der Mächte vergangen ist, wenn das große Rußland den Platz einnimmt, den ihm seine großen Dichter gewiesen haben, den Platz der Menschlichkeit, wird man auch dort den Wert dieses noblen Nobelpreisträgers erkennen und die Achtung zuteil werden lassen, die man ihm in seinem Leben verwehrte.

H. D.

(Das Foto entnahmen wir der Bildbiographie über den Dichter, die Gerd Ruge im Kindler-Verlag herausgegeben hat.)



Die letzte Chance

In Stuttgart

Die Gewerkschaftsjugend Baden-Württemberg hat in den letzten Tagen und Wochen noch einmal – gewissermaßen als letzte Chance – die Öffentlichkeit auf die Unzulänglichkeiten des Gesetzentwurfes hingewiesen. In einem von Presse und Rundfunk sehr stark kommentierten Appell heißt es u. a.:

„Die Gewerkschaftsjugend appelliert an alle Eltern Baden-Württembergs, über alle politischen und gesellschaftlichen Schranken hinweg das gemeinsame Anliegen zu erkennen und durch ihren Einspruch den jungen Menschen einen gesicherten Entwicklungsgang zu ermöglichen. Was heute der Gesetzgeber versäumt, wird sich morgen in erhöhter Frühinvalidität und vermehrten Soziallasten zum Schaden der gesamten Bevölkerung niederschlagen.“

Darüber hinaus hat die Stuttgarter Gewerkschaftsjugend eine Aktion besonderer Art gestartet. Die vielen Passanten, die am Samstag, dem 7. Mai, die Straßen der Landeshauptstadt bevölkerten, waren nicht wenig erstaunt, als sie durch eindrucksvolle Plakate erfuhren, was der Gesetzgeber mit der Jugend vorhat. Die Plakate hingen nun aber nicht – wie üblich – an Wänden und Anschlagtafeln, sondern junge Kolleginnen und Kollegen trugen sie durch das dichteste Verkehrsgewühl. Es ist schwer zu sagen, ob die Gruppen mit wandelnden Litfaßsäulen, die verschiedenen Fahrradkorsos oder die an allen wichtigen Straßenbahnhaltestellen postierten Jugendlichen mit Tragetafeln mehr Aufsehen erregten.

Damit sich auch Diskussionen entwickeln konnten, waren die „wandelnden Litfaßsäulen“ von jungen Gewerkschaftern begleitet, die alle Fragen fachgerecht beantworteten.

Diese erfolgreiche Demonstration hat erneut bewiesen, daß die heutige Jugend nicht gewillt ist, alles widerspruchslos hinzunehmen, sondern daß sie sehr wohl Mittel und Wege findet, um für eine soziale Gerechtigkeit einzustehen.

Fotos: Rolf Böhringer



In Duisburg

Foto: Paetzold

Rund 8000 junge Arbeitnehmer aus dem ganzen Ruhrgebiet und vom Niederrhein demonstrierten am 17. Mai in Duisburg für ein besseres Jugendarbeitsschutzgesetz. Ihre Demonstrationen zogen vom Bahnhof durch die Innenstadt boten ein eindrucksvolles Bild, von dem die Duisburger noch Tage später sprachen, trotz der gleichzeitigen Geschehnisse um die Pariser Gipfelkonferenz. Wir sind nicht schuld daran, daß wir uns um diese wichtigen Dinge heute nicht kümmern können“, rief Peter Michels vom Landesbezirk Nordrhein-Westfalen. Die drohende Gefahr, daß der Jugend ein Gesetz zum Schutze der Wirtschaft statt eines Gesetzes zum Schutze der Jugend serviert würde, zwinge die jungen Arbeitnehmer, für sich selbst zu demonstrieren. Die restaurative Sozialgesetzgebung führe schließlich dahin, daß den Unternehmern Rechte zurückgegeben würden, die sie seit 1933 nicht mehr hatten. Bundesjugendsekretär Edmund Duda sprach noch einmal von dem Leidensweg des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes und warf auch der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen vor, daß sie – im Gegensatz zu anderen Ländern – sich nie habe entschließen können, wenigstens ein eigenes vorläufiges Gesetz zum Schutze der arbeitenden Jugend zu erlassen.

Zu den eifrigsten Zuhörern bei der Kundgebung gehörten Vertreter des ostzonalen Fernsehens und des Deutschlandsenders. Mit Kamera und Mikrophon bewaffnet empfingen sie die Jugendlichen schon am Bahnhof und versuchten auf dem Versammlungsplatz den und jenen ins Gespräch zu ziehen. Auch unter den noch nicht entrollten Spruchbändern fand sich – rechtzeitig bemerkt – plötzlich ein Machwerk ostzonalen Prägung. Die Herrschaften erhielten eine deutliche Abfuhr. Wir brauchen keine Unterstützung der Zonenbeherrscher. „Wissen Sie was“, sagte einer, „machen Sie lieber, daß Sie hier wegkommen!“

Ruth S. Pollert

Eine wahre Geschichte aus diesen Tagen

Eine Tragikomödie in 3 Akten, passiert im Frühjahr 1960

Mitwirkende: Betriebsrat der Chemischen Werke Hüls, bestehend aus 25 Mitgliedern 18 sind bei der IG Chemie, Papier, Keramik organisiert, 4 bei der DAG und 3 bei der CGD), Betriebsjugendvertretung der Chemischen Werke Hüls, bestehend aus 5 Mitgliedern (alle bei der IG Chemie organisiert), „Christlicher Chemiarbeiter-Verband Deutschland“ in der CGD, das Arbeitsgericht.

1. Akt

Ort der Handlung: Betriebsratsbüro der Chemischen Werke.

„Im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen wird jeweils ein Jugendvertreter an unseren Betriebsratsitzungen teilnehmen“, verkündet der BR-Vorsitzende. Allgemeine Zustimmung, lediglich die CGD-Vertreter machen die Einschränkung, daß die Jugendvertreter nur dann an den Sitzungen teilnehmen dürfen, wenn Fragen behandelt werden, welche die Interessen der Jugendlichen wesentlich berühren. Also „im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen.“ (Der Betriebsrat weiß aus seiner Erfahrung, daß in jeder Betriebsratsitzung Fragen behandelt werden, welche die Interessen der Jugendlichen in starkem Maße berühren.) Pause. Es fanden mittlerweile drei Betriebsratsitzungen statt, bei denen die Jugendvertretung zugegen war.

2. Akt

Ort der Handlung: Büro des „Christlichen Chemiarbeiter-Verbandes Deutschlands“ in der CGD.

Verbandssekretär Ruhroth brütet über einer „Klageschrift“, gerichtet an das Arbeitsgericht Herne:

„... Betriebsrat hat durch Beschluß vom 18. 2. 1960 festgestellt, daß künftig wieder ein Jugendvertreter an den Sitzungen des Betriebsrates teilnehmen soll. Dieser Beschluß wurde durchgeführt, ohne daß eine Verhandlung von die Jugendlichen wesentlich berührenden Fragen stattfand. Das ist geschehen am 3. 3. 1960, am 10. 3. 1960 und am 24. 3. 1960... Angelegenheiten der Jugendlichen standen in keiner der drei vorgenannten Sitzungen an. Obwohl der Betriebsratsvorsitzende auf das Gesetzwidrige seines Handelns nachdrücklich hingewiesen wurde, hat er es versäumt, den Jugendvertreter ordnungsgemäß von der Sitzung des BR auszuschließen... Die Teilnahme eines Jugendvertreters an den BR-Sitzungen auch dann zu ermöglichen, wenn Fragen verhandelt werden, welche nicht wesentlich die Interessen der Jugendlichen behandeln, stellt nach unserer Ansicht eine gesetzwidrige Handlung des BR oder seines Vorsitzenden dar...“

3. Akt

Ort der Handlung: das Arbeitsgericht, Datum: 3. Mai 1960.

Es wird festgestellt:

1. Eine Klage ist nicht zulässig. In betriebsverfassungsrechtlichen Streitigkeiten könne es sich lediglich um ein Beschlußverfahren handeln.

2. Die CGD besitzt keine Aktiv-Legitimation, d. h., sie ist nicht antragsberechtigt, weil sie durch die Entscheidung nicht unmittelbar betroffen wird. Antragsberechtigt sind: Betriebsrat, Betriebsjugendvertretung, Arbeitgeber. Die „Klage“ mußte daher von der CGD zurückgezogen werden.

Vorhang – Unruhe beim Publikum – allgemeines Kopfschütteln.

Anmerkung: Für die Nachwelt sollte festgehalten werden, daß zum ersten Male in der Geschichte eine „Gewerkschaft“ auf dem Klagewege versucht hat, die Betriebsjugendvertretung von Betriebsratsitzungen auszuschließen, ein Versuch, den bisher noch nicht einmal die Arbeitgeber unternommen haben. Wir müssen uns fragen: Wie soll dieses Ausschalten der Jugendvertretung in Einklang gebracht werden mit der immer wieder erhobenen

Forderung, die Jugend müsse im politischen und gewerkschaftlichen Leben viel aktiver mitarbeiten? Einsichtige Betriebsräte haben schon längst erkannt, daß man dem Nachwuchs frühzeitig die Chance geben sollte, in die Betriebsratsarbeit einzusteigen.

Die CGD-Betriebsräte und ihre „Gewerkschaft“ sind hier allerdings anderer Meinung, wie obiges Beispiel zeigt. Es ging ihnen offensichtlich darum, die ohnehin geringen Rechte, die die Jugendvertretung aus dem Betriebsverfassungsgesetz hat, noch mehr einzuengen und zu beschneiden.

Wie hieß es doch im Ausschlußbericht des Bundestages, als das Betriebsverfassungsgesetz zur Debatte stand: „Durch die Jugendvertretung soll den jugendlichen Arbeitnehmern Gelegenheit gegeben werden, ihre Belange selbst innerhalb des Betriebes zu vertreten und sich in der Praxis demokratischer Vorgänge zu üben.“

Na, denn übt man schön – mit der CGD.

Fritz Libuda

Foto: Georg Weise



Tag der Jugend im öffentlichen Dienst

Die Ortsverwaltung Düsseldorf der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr hatte alle Jugendlichen des öffentlichen Dienstes zu einer Kundgebung im Rahmen des „Tages der Jugend im öffentlichen Dienst“ eingeladen. Über 800 junge Kolleginnen und Kollegen aus allen Teilen der Verwaltung und Betriebe des öffentlichen Dienstes konnten von dem Vorsitzenden der Ortsverwaltung Düsseldorf, Kollegen Willi Kuhlmann, begrüßt werden. Zahlreiche Ehrengäste gaben dieser Veranstaltung ein besonderes Gepräge. Oberstadtdirektor Dr. Hensel machte sich in seiner Begrüßungsansprache zum Anwalt der Jugend. Über die junge Generation werde zuweilen nichts Gutes gesagt, man vergesse aber dabei, daß die Umwelt die Voraussetzungen für ihr Verhalten schaffe. Dr. Hensel charakterisierte die Mehrheit der Jugend als ernst, strebsam und kritisch und bedauerte zugleich, daß das Elternhaus wenig Interesse am öffentlichen Leben zeige und diese passive Haltung zwangsläufig abfärbe. „Uns Älteren liegt sehr daran, daß unsere Arbeit einmal von fähigen und verantwortungsbewußten Händen und Köpfen fortgesetzt wird.“ Er beglückwünschte die Ortsverwaltung zu ihrem Entschluß, diesen „Tag der Jugend im öffentlichen Dienst“ durchzuführen.

Der Arbeits- und Sozialminister NRW Konrad Grundmann überbrachte die Grüße des Ministerpräsidenten und der Landesregierung und machte sich zum Fürsprecher der jungen Generation. Die Jugend sei viel besser als ihr Ruf; sie sei fähig, qualifizierte Arbeit zu leisten und, viel stärker als allgemein angenommen, bereit, Verantwortung für sich selbst und für die Gemeinschaft zu übernehmen. Der Minister setzte sich für eine Verstärkung der staatsbürgerlichen Bildung sowohl in der Schule als auch im Betrieb ein und hob hervor, daß die Verabschiedung des Jugendarbeitsschutzgesetzes ebenso dringend sei wie ein Gesetz

zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit. Die Landesjugendpläne sollten ständig der neuen und veränderten Situation der jungen Generation angepaßt werden. Er will dafür sorgen, daß in dem nordrhein-westfälischen Plan mehr als bisher auch das Schicksal der jungen Familie berücksichtigt wird. Auch der Minister gratulierte der Gewerkschaft ÖTV zu dieser Veranstaltung.

Der Bundesjugendsekretär der Gewerkschaft ÖTV, Kollege Max Jäger, forderte bessere Aufstiegschancen des Nachwuchses im öffentlichen Dienst. Die weitere Demokratie des öffentlichen Dienstes hängt von der Jugend ab. Es wäre Aufgabe der Jugend, mit dafür Sorge zu tragen, daß auch „der letzte Zopf wilhelminischen Denkens“ in den Behörden abgeschnitten werde.

Die Kundgebung wurde musikalisch umrahmt von den Darbietungen der Rheinbahn-Kapelle. Die jungen Kolleginnen und Kollegen hatten den ganzen Tag Gelegenheit, eine Ausstellung mit den Gruppen

- a) Das gute Buch für die Jugend
- b) Berufsbildung
- c) Aus der Arbeit der Gewerkschaftsjugend zu besichtigen.

Diareihen über das Leben und Treiben in einem gewerkschaftlichen Jugendsommerlager auf Korsika und im Jugendheim St. Andreasberg gaben den Besuchern weiteren Einblick in die gewerkschaftliche Jugendarbeit.

Der „Tag der Jugend im öffentlichen Dienst“ fand seinen Abschluß mit einer gut besuchten Tanz- und Unterhaltungsveranstaltung.



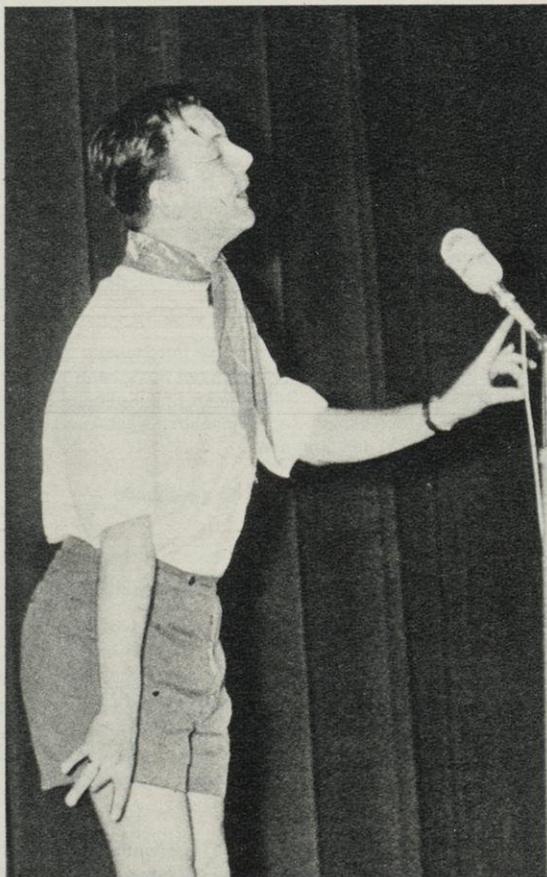
Junge Leute brauchen Freude

In vielen Stunden der Konferenz der Jugend der IG Metall, über die in der vorigen Ausgabe berichtet wurde, ging es sehr ernsther. Die Gerechtigkeit in der Gesellschaft und die Fragen der Weltpolitik sind einfach ernste Themen, bei denen den Menschen das Lachen vergehen kann. Und bisweilen weiß man nicht, ob das Lachen oder Weinen angebracht ist, wenn man z.B. Herrn Chruschtschow auf der Gipfelkonferenz sah, oder im Bundestag gewisse Vertreter, die einer Verschlechterung des Jugendarbeitsschutzgesetzes das Wort redeten.

An dem Abend aber, den die Jugend der IG Metall anlässlich ihrer Konferenz veranstaltete, wurde herzlich gelacht und geschmunzelt. Nicht nur, wenn der Ansager auf die Bühne trat, sondern auch, wenn die verschiedenen Kabarettgruppen auf die Bühne kamen. Dazwischen immer wieder heiße Musik. Und dann dröhnte der große Saal. Und wenn eine Tanzgruppe ihre Tänze zeigte, dann freute man sich. Am meisten wohl über den Cowboy-Tanz. Daß der Leidensweg des Jugendarbeitsschutzgesetzes mit sehr viel Ironie dargestellt wurde, versteht sich von selber. Wenn man hier, anstatt zu lachen, auch lieber seinem Zorn Ausdruck gegeben hätte, weil es kein gutes Beispiel parlamentarischer Vertretung ist, was uns bei den Verhandlungen gegeben wird. Nun, es wurde viel geboten. Und zeigte, daß die Jugend in ihrer Gruppenarbeit sehr wohl weiß, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen kann. Es war ja nur ein verschwindend kleiner Teil der Neigungsgruppen, die hier in Bochum auftraten. Insgesamt gibt es bei der Jugend der IG Metall 337 Gruppen, die mit Laienspiel, Kabarett, Volkstanz, Musik, Gesang, Fotografie, Basteln, Sport und sonstigen Hobbys ihre freie Zeit verbringen. Dabei sind die reinen Bildungsgruppen nicht erwähnt. Es ist eine lebendige Jugend, die hier am Werk ist. Und es ist auch ein Stück demokratische Erziehungsarbeit, die hier geleistet wird. Unsere Demokratie kann nicht leben ohne eine lebendige Jugend. Und es ist auch gut, wenn sie das öffentliche und politische Leben genau verfolgt, denn wie sollte diese Jugend später in die Politik eingreifen, wenn sie sich nicht vorher damit befaßt hat und sich im Selbststudium die Grundlagen dafür erarbeitete.

„Und dann erlebte ich ...“

Der Junge am Klavier



Ein guter Freund der Gewerkschaften und der Jugend – es war der Negersänger Kenneth Spencer – kam und sang seine Lieder. Und es war etwas wie die Verbundenheit mit allen Gemühtigten und Erniedrigten im Saal, wenn er mit seiner heiligen Stimme die Lieder seines Volkes sang. Es war ein großes Erlebnis, als am Ende seiner Darbietungen alle Versammelten das Lied der weltweiten Solidarität mitsangen. Da fühlten die jungen Menschen, daß nicht nur sie Freude brauchen, daß sie auch kamen sie eine Ahnung davon, daß diese ganze Erde mehr Freude und Lachen braucht, mehr Recht, mehr Freiheit, mehr Mut, mehr Gerechtigkeit, mehr friedliche Verständigung, daß Hunger, Not, Unterdrückung, Krieg und Gewalt nicht zu besiegen sind, daß man sie besiegen kann, wenn sich alle anstrengen und über den kleinen Ärger des Alltags nicht das große Ziel vergessen.

Junge Leute brauchen Freude! Gewiß. Alle Menschen brauchen sie. Wir brauchen sie auch in unserer täglichen Arbeit unserer großen Gewerkschaftsbewegung, die noch viel jünger ist als die Demokratie, von der Kogon so warm und gut sprach. Es sollte etwas mehr Freude in unsere tägliche Arbeit, auch wenn die Jugend manchmal in ihrem Drang in Konflikt mit den älteren Kollegen kommt. Nicht beim ersten Unverständnis schon aufgeben. Was beim ersten Gespräch nicht gelang, gelingt wahrscheinlich morgen, wenn man ruhiger, freundlicher vielleicht lachend miteinander spricht. Die Jugend der Gewerkschaften hat das große Glück, daß sie mit den älteren Kollegen das schöne Ziel verbindet, mehr Freude in die Welt zu bringen. Was sollte gerade junge Menschen hindern, mehr Freude, mehr Lachen, mehr Verständnis, mehr Toleranz in unsere tägliche Arbeit zu bringen?

Junge Leute brauchen Freude! Wir brauchen sie alle!

HADOBU



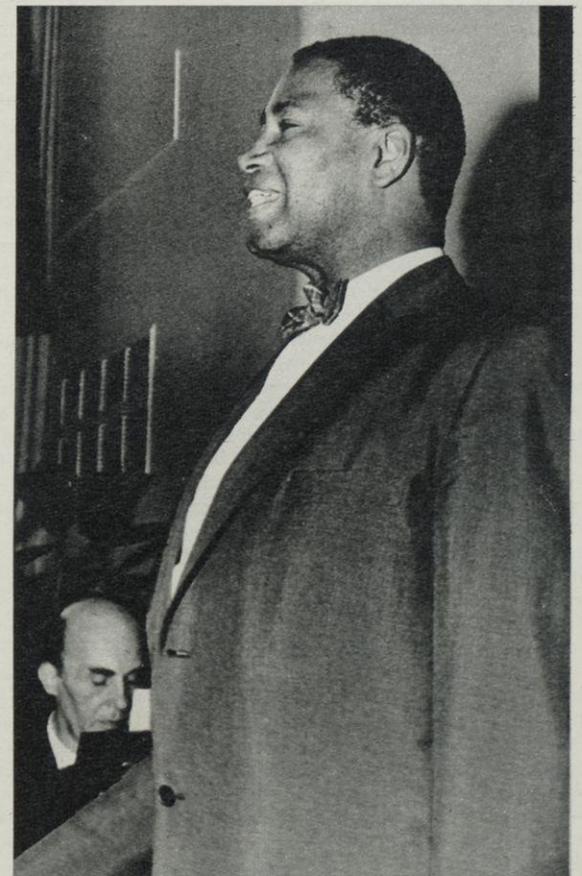
Der Cowboy-Tanz

Fotos: Udo Hoffmann

Scharfes Gericht für die Übelstände in unserem Staat

Heiße Musik

Kenneth Spencer sang für und schließlich mit der Jugend das Lied der Solidarität



Der Junge, der nicht erzählen konnte

Von Ernst Hammer

Zeichnungen: Joachim Braatz



In der Schule hatten wir einen Jungen, mit dem wir nur schwer zurechtkamen. Nicht, daß er besonders stark gewesen wäre; es gab Stärkere. Nicht, daß er besonders klug gewesen wäre; es gab Klügere und Gewitztere. Nein, es war etwas anderes, was uns an ihm zu schaffen machte. Es war seine Art zu sprechen und zu lachen. Es war das, was er sagte und die Art, wie er es sagte. Wir waren damals keine Muster-schüler; wir liebten die alten Späße, die sich von Schülergeneration auf Schülergeneration vererben; wir wußten die schwachen Stellen unserer Lehrer zu finden und auszunützen; wir rauffen und spielten und außerdem bekamen wir alle ziemlich gleichzeitig Stimmbruch. Aber mit Brakusch wußten wir nichts anzufangen. Er war nicht älter als wir, nicht stärker, nicht klüger; er war nur anders. Wenn wir manchmal während einer Pause Papierkugeln warfen; es traf zufällig eine den Kopf von Brakusch, so wandte er sich langsam um und sagte mit ruhiger, unbewegter Stimme: „Du Idiot!“ Sonst nichts. Aber die Art, in der er es sagte, veranlaßte uns, nicht mehr auf ihn zu zielen. Einmal planten wir eine gemeinsame Aktion, ich habe vergessen, wogegen oder wofür. Ich weiß nur, daß sie nicht zustande kam, weil Brakusch gelacht hatte. Irgendwie war es ihm zu Ohren gekommen, und als er es wußte, sah er uns an und lachte. Er sagte nichts, sondern lachte nur sein Lachen, jenes Brakusch-Lachen. Das genügte. Wir wurden stumm und verloren die Freude an der ganzen Sache. Geschichte unterrichtete bei uns ein Mann, der eine Schwäche für Rhetorik hatte. Man brauchte nicht sehr viel zu wissen; man brauchte eine gestellte Prüfungsfrage nicht zu beantworten, wenn man irgendeine historische Begebenheit oder Anekdote schwungvoll und in möglichst blumenreicher Sprache zu erzählen verstand. Von dieser Möglichkeit machten wir besonders vor kritischen Zeugnisterminen gern Gebrauch. Wir faselten drauflos, und das Gesicht des guten Mannes glänzte vor Rührung und Begeisterung. Ich erinnere mich noch heute des glanzvollen Berichtes, den ich, statt eine Frage über das Faustrecht zu beantworten, über des alten Roland Taten und Untergang herunterhaspelte. Es gab äußerst wenige glanzvolle Leistungen in meiner Schülerzeit, aber darauf, wie ich vom Faustrecht auf den alten Roland kam, bin ich noch heute stolz. Und ich erinnere mich an die Stunde, in der Brakusch aufgerufen wurde. Ich weiß auch noch, worüber er von unserem rotwangigen alten Geschichtslehrer befragt wurde.

„Brakusch, sagen Sie mir, wann war die Schlacht auf dem Lechfeld?“
Brakusch stand auf, langsam, ein wenig gelangweilt. „Am 10. August 955.“
„Was war der historische Erfolg der gewaltigen Schlacht?“
Brakusch zögerte. Wir beneideten ihn heimlich, weil ihm eine solch wunderbare Frage gestellt worden war. Welche Chance für ihn! Fast jeder von uns hätte auf eine solche Frage losgelegt: Heldentum, Kaiser Otto, Verteidigung des Abendlandes, Kampf gegen die wilden Magyaren, historisches Geschehen, Rettung des Abendlandes – jeder von uns konnte die beliebten und immer wieder gebrauchten Formulierungen im Schlaf herunter sagen. Unser Geschichtslehrer hatte eben eine große Schwäche für farbige und einigermaßen schwulstige Formulierungen.
Brakusch antwortete zögernd, fast widerwillig. „Die Magyaren wurden geschlagen.“ Das war alles. Wir schüttelten heimlich die Köpfe. Sich eine solche Chance entgehen zu lassen! Unser Geschichtslehrer lächelte, ein wenig ironisch, ein wenig verzweifelt. „Das ist alles, was Sie mir von der Schlacht auf dem Lechfeld erzählen können? Denken Sie nach. Wir haben es schon durchgenommen. Sie werden doch zu diesem gewaltigen schicksalsschweren Ringen zwischen Ost und West ein wenig mehr zu sagen haben? Die Jahreszahl zu wissen ist da nicht genug. Etwas von dem Feuer in den Herzen der tapferen abendländischen Streiter muß doch noch in den Herzen der Nachfahren leben! Sie müssen sich doch das grausame und heroische Geschehen vorstellen können, es muß Sie doch drängen, dem Heldenmut der todesmutigen Mannen wenigstens mit einigen wenn auch unvermögenden Worten gerecht zu werden! Wie kämpften die Recken?“
Brakusch zog die Mundwinkel herunter und sah unseren Geschichtslehrer an. Dann sagte er mürrisch: „Ich war nicht dabei, Herr Professor!“
Zuerst war Schweigen in der Klasse, aber dann lachten wir, daß man es weitem hören konnte; wir weinten vor Lachen und bewunderten Brakusch, der es gewagt hatte, eine solche Antwort zu geben. Nach einem Augenblick der Verblüffung begann auch unser Geschichtslehrer zu lachen, nur Brakusch blieb unbewegt. Er sah uns an mit jenem gewissen Blick, der uns ärgerte. Es war ein Blick, mit dem man kleine Kinder ansieht. Sein Mund deutete ein schwaches, halb mitleidiges, halb verächtliches Lächeln an. Wir hörten bald wieder zu lachen auf.

„Brakusch“, sagte unser Geschichtslehrer, „das war eine unerwartete und treffende Antwort. Ich habe Sinn für Humor und weiß eine schlagfertige und originelle Antwort zu schätzen. Ich trage so was nicht nach. Aber nun, nachdem wir uns alle wieder beruhigt haben, wollen wir wieder zurückkehren zur Schlacht des Jahrtausends, zur Schlacht auf dem Lechfeld. Erzählen Sie mir etwas darüber!“ Er setzte sich auf das Ende einer Bank, knapp eineinhalb Meter von Brakusch. Durch das Fenster fiel Licht auf sein weißes Haar, auf den ein wenig fülligen Oberkörper, welchen er sehr gerade hielt, auf die Hände, die wie zum Gebet gefaltet waren.
Es war sehr still in der Klasse. Wir spürten, daß sich hier etwas vorbereitete, das wir zwar nicht begriffen, aber unklar ahnten. Es schien, als ob diese Schlacht auf dem Lechfeld, vor nahezu tausend Jahren geschlagen, in unserem Schulzimmer noch einmal eine gewisse Entscheidung bringen sollte, nahezu tausend Jahre später. Eine Entscheidung anderer Art freilich als damals; wir wußten nichts davon, nur zwei in unserem Schulzimmer wußten darum und erkannten auch, daß sie ihr nicht ausweichen konnten.
„Brakusch“, sagte unser Geschichtslehrer, „wachen Sie auf. Sie müssen etwas sagen können, Sie können nicht stumm bleiben, wenn ich Sie nach der Schlacht auf dem Lechfeld frage. Dazu hat jedermann etwas zu sagen. Sie haben doch eine eigene Meinung, nicht wahr? Oder sind Sie befangen?“
Brakusch schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht befangen, Herr Professor. Darf ich mich setzen?“
Unser Geschichtslehrer nahm seine Brille ab und begann sie zu putzen. „Ich will, daß Sie mir über die Schlacht auf dem Lechfeld erzählen, über den Heldenkampf, den damals das abendländische Reichsheer den Magyaren lieferte. Verstehen Sie mich nicht? Zauner, erzählen Sie es ihm!“
Zauner war der zweitbeste in unserer Klasse und der Liebling des Geschichtslehrers. Er stand auf und legte los: „Tapfer und ihrer ungeheuren Verantwortung bewußt, über sich selbst weit hinauswachsend, standen die Abteilungen des Reichsheeres wie Felsen in der anbrandenden Flut der rasenden Reiterscharen. Tief auf ihre kleinen struppigen Pferde geduckt, ritten die schreckeneinflößenden wilden Reiter in verzweifelten Angriffen gegen die Reihen des Kaiserheeres an, das unter den ungestümen Angriffen wohl zeitweise wankte, aber niemals zerbrach. Grimmig wogte der

Kampf hin und her. Ja, es wird berichtet, daß selbst die Geister der Erschlagenen in der Luft noch weiterkämpften.“
„Gut, Zauner, genug!“ Unser Geschichtslehrer winkte ab. „Nun“, wandte er sich an Brakusch, „haben Sie gehört? Ich möchte, daß Sie es mir auf, ihre Art schildern, daß Sie auf Ihre Art diesen beispiellosen Kampf schildern. Dann können Sie sich sofort setzen. Also?“
Brakusch zuckte die Achseln. „Wie soll ich wissen, wie das zugegangen ist? Ich war nicht dabei. Ich glaube auch nicht, daß die Geister der Erschlagenen in der Luft weitergekämpft haben. Das gibt es nicht. Geister können nicht kämpfen.“
„So?“ sagte der Geschichtslehrer. „Ist das alles, was Sie zu diesem welthistorischen Ereignis zu sagen haben?“
„Ja!“ nickte Brakusch und sah gelangweilt zum Fenster hinaus. Dann räusperte er sich und sah den Lehrer an. „Es wurde eben zwischen zwei Heeren gekämpft. Zwischen einem Magyarenheer und einem Reichsheer. Das Reichsheer gewann den Kampf. Dadurch konnten die Magyaren nicht weiter vordringen.“ Er zuckte wieder die Achseln und schwieg.
Unser Geschichtslehrer wandte langsam den Kopf und sah uns an. „Nun, wie denkt ihr darüber? Kann man mit zehn Worten eine solche Heldentat abtun? Eine solche Leistung für Europa? Kann man mit diesen paar dürren Worten das abtun? Erfabt einen nicht im Gegenteil noch immer die Flamme der Begeisterung, der Bewunderung, ein Gefühl hinreißender Dankbarkeit für diesen Opfersinn, diesen Edelmut, diese grandiose Größe, die unsere Ahnen in diesem Kampf um die Zukunft des Abendlandes aufbrachten? Nun, was meint ihr?“
Wir sahen uns an, hüstelten, rutschten auf unseren Bänken hin und her und wußten nicht, was wir sagen sollten. Wir sahen die Augen des Lehrers erwartungsvoll auf uns gerichtet. Das weiße unordentliche Haar stand von seinem Kopf ab, und im Licht der Sonne, das durchs Fenster auf ihn fiel, sah er aus wie ein alter Barde, wie eine jener Gestalten aus Uhlands Balladen, die wir auswendig lernen mußten und die uns schrecklich langweilten. Aus irgendwelchen Gründen tat er uns in diesem Augenblick fast leid. Er sah uns so erwartungsvoll, so hoffend und zuversichtlich an. Ein paar von uns sagten halblaut „Ja“, aber es waren nur ein paar und sie sagten es eben nur halblaut. Wir anderen schwiegen.
Da drehte sich Brakusch um, sah uns an mit seinem gewissen Lächeln, das wir nicht mochten und sagte ganz ruhig: „Ach, Herr Profes-

sor, die da brauchen Sie nicht zu fragen. Denen ist das genauso egal wie mir. Die legen doch nur deshalb so ein Geschwafel hin, weil sie einen Einser haben wollen. Aber sonst ist ihnen die Schlacht auf dem Lechfeld genauso egal wie mir. Das ist alles schon so lange her. Mich interessiert nur, was heute ist. Wie man's macht, daß man nicht hungrig sein muß. Darf ich mich setzen, Herr Professor?"

Wir atmeten ganz leise. Richtig, Brakusch war arm, aber es ging uns ja nichts an. Es ging uns nur etwas an, bei Gelegenheit eine gute Note in Geschichte zu erhalten. Sonst nichts. Ja, das nächste Fußballspiel auch, natürlich.

Unser Geschichtslehrer sah uns an und begann wieder seine Brille zu putzen. „Ist das wahr?“ fragte er sehr leise. Wir gerieten in Unruhe, wetzten auf unseren Bänken umher, murmelten, flüsterten miteinander, wußten nicht, was wir sagen sollten.

„Und ich habe mich immer gefreut, weil ihr so schön erzählen konntet!“, sagte unser Geschichtslehrer und putzte seine Augengläser. „Ich habe geglaubt, daß es euch interessiert und daß ihr – daß ihr Anteil nehmt.“

„Darf ich mich setzen, Herr Professor?“ fragte Brakusch. Unser Geschichtslehrer sah langsam von seinen Brillen auf, sah Brakusch vor sich stehen und dann – ja, dann mußte etwas in ihm vorgegangen sein. Er lief plötzlich rot an, setzte die Brille auf, hob beide Hände, ball-

te sie zu Fäusten und schüttelte sie gegen Brakusch. „Kusch, Brakusch!“ schrie er. „Kusch, Brakusch! Kusch, Brakusch!“

Wir wußten nicht, was wir tun sollten. Es war schrecklich aufregend, wir konnten es uns auch nicht erklären. „Nichtgenügend, Brakusch! Nichtgenügend, Brakusch!“ schrie unser Geschichtslehrer weiter und schüttelte die Fäuste. Dann läutete die Schulglocke zur Pause. Der alte Mann achtete nicht darauf. Immer noch stand er vor Brakusch und schrie. Bis Brakusch, als unser Geschichtslehrer einmal Atem schöpfte, ganz ruhig sagte: „Es hat geläutet, Herr Professor!“

Da ließ der alte Mann langsam seine Hände sinken. Er strich sich über die Stirn. „Ach so, geläutet. Jaja, geläutet. Ich verstehe schon.“ Dann sagte er noch sehr leise: „Entschuldigen Sie, Brakusch!“ Er schritt zum Katheder, nahm seine Bücher und ging zur Tür. Gebückt und langsam schlurfte er hinaus.

In dieser Pause waren wir sehr ruhig. Wir blieben in den Bänken und unterhielten uns halblaut. Nur Brakusch stand am Fenster und lächelte auf jene Weise, die wir nicht gerne mochten. Er trommelte auf der Fensterscheibe leise den Takt zu irgendeinem unbekanntem Marsch, den nur er allein hörte.



- - - ohne diese 5 PS!

Unser Foto zeigt Schloß Gripsholm

Monolog am Grabe eines Freundes

„Ich weiß nicht, ob ich mir jemals im Leben ein Schloß bauen kann“, hast du einmal gesagt, als du hier wohntest, „aber wenn ich mir eines bauen kann, so eines möchte ich mir bauen!“

Wie sehr hast du doch recht, alter Freund: Dieser Ort liegt unbeschreiblich schön am Ufer des großen buchtenreichen Sees, der mit Hunderten Inselchen überstreut ist. An den Ufern spielen Kinder im weißen Sand. Hinter dichtem Gebüsch verbergen sich buntgestrichene Sommerhäuschen, nur mit einem vorwitzigen Fenster aus dem Grün hervorlugend. Im breiten Schilfgürtel erteilen wichtigtuende Entenmamas ihren Sprößlingen Unterricht in der Formierung schnurgerade ausgerichteteter Kiellinien. Über den See gleiten weiße Segel wie verspielte Sommerwolken, und jenseits der Bucht wuchten die schweren runden Türme des alten Schlosses, das dem liebenswürdigsten deiner Romane den Namen geliehen hat.

Es ist mir immer unverständlich gewesen, warum dieser Ort, der im Zeitalter der Straßenkreuzer jeder Sorte so leicht erreichbar ist, nicht öfters von Besuchern aus der Heimat aufgesucht wird. Man könnte doch des Schlosses wegen kommen, seiner Kunstschatze wegen, der wunderbaren Landschaft wegen, um die Stille der Sommerabende in der kleinen Stadt zu erleben, die zauberischen Farben der hellen Nächte, die ergreifende Würde des alten Domes im Nachbarstädtchen, an dessen Wänden man noch die gereimten Grabsprüche deutscher Edelleute des siebzehnten Jahrhunderts lesen kann, – und man könnte schließlich auch einmal in den Garten kommen, den du dir zur letzten Ruhestätte auserwählt hast, warst es doch du, der den deutschen Lesern als erster über diese sichtbar und fühlbar gewordene Idylle berichtet hat.

Doch man hat keine Zeit! Nicht für dich und nicht einmal für sich selbst! Man ist zwei- oder dreitausend Kilometer weit gefahren und läuft sich nun zwischen den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt des Landes die Füße wund. Du warst immer skeptisch in bezug auf die Urteilsfähigkeit und den Geschmack deiner Landsleute, und du hast allzu oft recht behalten.

Und dabei ist ein Gang zu dir in dieser Zeit wie ein Gang durch ein sommerliches Märchen: Über den blauen See schießen die weißen Pfeile der Möwen, über den Himmel segeln sonntägliche Wölkchen, und unmittelbar hinter deinem Garten mit den wunderbaren alten Bäumen blüht am Feldrand der rote Mohn. So laut du in deinen Worten und so frech du manchmal in deinen Versen warst – zum Schluß wähltest du doch die einfache ewige Schönheit des ursprünglichen Landes. Es war soviel Lautes um dir – und nun diese Stille! Du gabst dich oft als rauher Kämpfer, aber im Innern warst du ein Kind mit einem weichen und verwundbaren Herzen, das den bunten Faltern nachlief und über den Tod einer Blume weinen konnte. Zum Schluß kam alles heraus!

Das niedrige eiserne Gittertor steht immer offen. Am zweiten Seitenweg rechts liegt das Grab unter einer alten Eiche. Mitunter liegen Blumen auf dem schweren Stein, manchmal liegt auch ein Kranz dort – es gibt immer noch Freunde, die von weither kommen, doch die laute Reisegesellschaft beim Schloß hatte keine Zeit. Sie hatte Kaffee bestellt in der Nachbarstadt und sollte in einer halben Stunde dort sein. Deshalb bin ich ja allein gekommen. Du kennst sie ja, ewiger Kaspar Hauser. Sie sind immer noch – oder schon wieder! – die alten.

Es ist auch gar nicht so sicher, ob sie deinen Namen kennen. Du gabst ihnen fünf zur Auswahl: Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser, Kurt Tucholsky. Fünf Finger waren es an einer Hand, fünf Namen, die sich mitunter selbständig machten und ihr eigenes Leben führten; mit diesen fünf PS versuchtest du die Katastrophe aufzuhalten – wir wissen alle, wie es ausging! Aber trotzdem: Nur zweimal fünf Jahre lang hättest du zu warten brauchen, dann war dieser ganze Spuk schon vorbei. Eigentlich sollte man dir noch heute in aller Freundschaft den Hintern versohlen... Wie sehr wir dich doch brauchen könnten! Dich und deine 5 PS... Du weißt es nicht, wie frech sie schon wieder werden... Doch, sagtest du nicht etwas??

„Hör ihre Stimme nur: gleich weht's gelinder.
Setz du sie fort. Was bin denn ich allein?
Wir Menschen sind doch stets die gleichen Kinder:
ich war es nicht – mein Sohn, der soll es sein!“

Vielleicht hast du recht, alter Freund! Wir müssen es wohl ohne dich versuchen, und ohne diese 5 PS, wie sauer es uns auch ankommen mag! – Schlaf wohl! –

Martin Grill



Ferien in den Bergen

Eine Reportage von Erwin Seeger

Nein, es ging nicht um die Ersteigung der Eiger-Nordwand, sondern unser Bericht erzählt nur von einer Bergbesteigung im Walsertal. Von einer Zweierseilschaft in steilen Felswänden, vom Weg auf den Gipfel. Er zeigt die Rast auf dem Gipfel und eine Seilfahrt durch eine überhängende Wand.

Weit war der Anstieg aus dem Tal, durch den schweigenden Bergwald und über grüne Almen, vorbei an weidenden Kühen. Naß war der Weg durch das graue Wolkenmeer.

Die überhängende Wand wird durch Abseilen bezwungen. Beim Aufstieg benötigt der Kletterer oft viele Stunden. Abwärts geht es in schwindelnder Seilfahrt in Minutenschnelle. Das Seil ist um einen Felsbrocken geschlungen. Die beiden Enden hängen frei und gleiten von den Schultern, quer über die Brust, zwischen den Beinen hindurch. Die rechte Hand bremst das Eigengewicht, die linke hält den Körper in senkrechter Lage. Die Beine dienen der Balance und stoßen beim Pendeln den Körper vom Fels. ▶



Klettern macht durstig. Und was wäre dagegen besser als das klare Gletscherwasser.

Das Anseilen vor dem Einstieg in die Felsenwand erfüllt einen doppelten Zweck. Es ist eine Sicherung und Hilfe für den Nachsteigenden. Das Kletterseil wird unter den Armen über Brust und Rücken gelegt, ebenso über beide Schultern. Dann wird es mit einem Knoten verbunden.

Ein weiter Schritt über den Abgrund – und dazwischen ist der blaue Himmel. Eine überhängende Felswand erfordert die ganze Kraft des Bergsteigers. Mit dem Kletterhammer treibt er Seilhaken in den Fels. Ein Karabiner wird darin eingeklinkt, wodurch dann das Seil beim Weiterklettern läuft.

Die Felswand ist bezwungen. Am sichern- den Seil kommt die Kameradin nach. Bei einer Zweier-Seilschaft kann einer auf den anderen bauen. Das Seil verbindet beide bei dem nicht immer ungefährlichen Sport.

Der Berg ist bezwungen.



Der Scheich

Von Gerd Angermann

Es heißt immer, mit Märchen wäre es in unserer Zeit ein für allemal vorbei. Die gäbe es heute nicht mehr. Das läge, heißt es, an vielem: am Lärm, an der Aufklärung, am Massenmenschen, an den Fernsehapparaten usw. usw. Dabei stimmt das gar nicht. Es ist alles erlogen, und Märchen tragen sich heute zu wie eh und je. Natürlich nur gelegentlich. Aber schließlich ist auch früher nicht alle Tage einem armen Wanderburschen eine gute Fee erschienen.

Ich habe heute nachmittag in alten Fotografien gekramt. Irgendein Bild muß darunter gewesen sein – vielleicht waren es die Tauben auf dem Markusplatz, vielleicht war es der leicht verwackelte Campanile ... Plötzlich gingen geheimnisvolle Signale von der Netzhaut meines Auges an die Großhirnrinde, wo die Erinnerung folgende Bilder projizierte:

Die Zuckergußfassade des Dogenpalastes und die kleinen Kaffeehaustische gegenüber, zwischen denen die Kellner so geschickt ihre Tablettts jonglieren.

Da sitze ich also und trinke meinen Espresso. Zwei oder drei Tische weiter sitzt ein Araberscheich in wallendem weißen Burnus und weckt in mir phantastische Vorstellungen von schlanken Öltürmen und fülligen Haremsdamen. Die dicken Goldschnüre seines Tarbusch scheinen die Berechtigung solcher Assoziationen nur noch zu unterstreichen. An seiner Seite langweilt sich eine üppige Blondine; eine jener Marketenderinnen der internationalen high society, deren größter Vorzug in der klaren Abgrenzung ihrer Interessen liegt. Jetzt fällt mein Blick auf eine resolute Italienerin, die drei oder vier Schritte hinter dem interessanten Paar ihren kleinen Jungen an der Hand heimwärts zerrt.

Der Knirps stemmt sich mit aller Kraft gegen die Mutter. Er hat den Araber entdeckt. Jetzt sieht ihn auch die Frau.

Sie bleibt stehen, und der kleine schwarze Strubbelkopf darf schauen. Verzaubert, mit großen Augen, steht er da, als warte er darauf, daß der braune Mann gleich eine Wunderlampe aus seinem Märchengewand hole, dreimal daran reibe und ... Dann muß der Geist erscheinen und mit donnernder Stimme fragen: „Herr, was befehlst du?“

Der Scheich hat inzwischen gemerkt, daß ihn jemand von hinten dauernd anstarrt. Er dreht sich um, worauf die Mutter einen roten Kopf bekommt. Der Märchenmann sieht es, lächelt, nickt freundlich. Unentschlossen läßt die Mutter die Hand ihres Bambinos los, und jetzt geht der Kleine, geht wie im Traum, mit langsamen vorsichtigen Schritten, bis er mit seiner Schulter fast den Burnus berührt ...

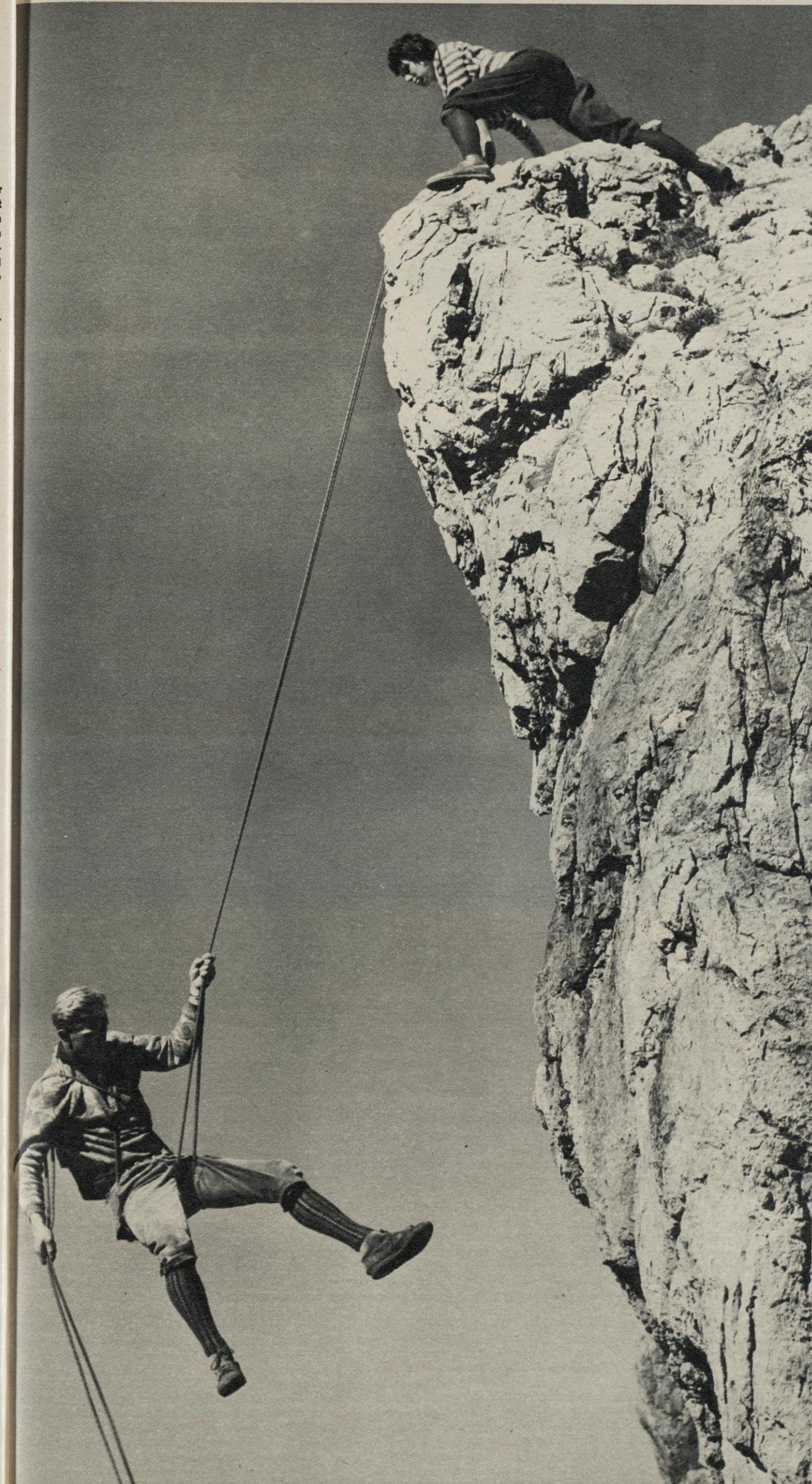
Die Blondine scheint von alledem keine Notiz zu nehmen. Sie nippt gelangweilt an ihrem Whisky. Die Frau mit ihrem Einkaufsnetz im Hintergrund ist so verlegen, daß sie am liebsten in den Boden versinken möchte.

Und was tut der Scheich?

Er nimmt die Hand des Buben und – als würde er dessen geheimsten Wunsch erraten, führt er sie behutsam an die Goldschnüre seines Tarbusch. Sie sprechen kein Wort, die beiden. Aber es ist ganz klar, was der Scheich zu dem Bambino sagt. „Faß mich nur an“, sagt er, „du glaubst es nicht, aber ich bin Wirklichkeit!“

Und wie er sieht, daß der Junge plötzlich über das ganze Gesicht strahlt, greift er in seinen Burnus, holt eine fremde, runde Münze hervor und legt sie in die kleine Hand. Dann streicht er dem Bambino noch einmal über das Strubbelhaar und gibt ihm einen freundlichen Klaps. Gleich darauf hatte ihn die Mutter wieder an der Hand, und sie verschwanden irgendwo im Menschengewühl. Auch der Araber und seine Begleiterin standen auf und gingen. Sie wackelte herausfordernd mit den Hüften, und als ich sie so sah, wußte ich genau, was sie dachte. „Wie langweilig ist doch alles!“, dachte sie, „wie langweilig ...!“

Denn sie war haargenau der Menschentyp, für den es nichts Neues unter der Sonne gibt. Und für den es wohl auch nie etwas Neues geben wird.





Eindrücke in Indonesien

Berichtet von Inge Deutschkron

Fotos: Werner Bischof

Ein furchterregender Soldat marschierte unentwegt neben uns her. Sein Gesicht zeigte keine Spur einer Regung auf, seine Augen blickten stumpf vor sich hin mit dem Ausdruck des wissenden und unnahbaren Menschen. Die khakifarbene Uniform war makellos, die aufgekrepelten Ärmel eine Konzession an die dampfende Hitze. Eine breite Hutkrempe war kaum hinreichender Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen; die halbhohe Schnürstiefelmüße ihn scheußlich geplagt haben. Vielleicht rührte daher sein strenger Gesichtsausdruck. Er tat nur seine Pflicht wie tausend andere Soldaten in Indonesien, in dem das Militär das Recht der Gewalt hat. Seinem Befehl unterstand die Zollabfertigung am Flughafen von Djakarta, deren Gründlichkeit an nichts zu wünschen übrigließ.

Hier fertigte man zunächst die angekommenen Indonesier ab, die Weißen ließ man warten. Zufall oder Absicht eines noch vom Haß gegen die holländische Kolonialmacht erfüllten Volkes? Das Schicksal von West-Irian oder Neu-Guinea, wie die Holländer das Stück der Insel nennen, das sie noch nicht herzugeben bereit sind, ist den Indonesiern Beweis genug, daß die Holländer der Macht huldigen, waren die Paläste der Holländer ein freundschaftliches Verhältnis anbahnt wie etwa zwischen den Engländern und den Indern. Und da Holländer von weißer Hautfarbe sind, ist man jedem Weißen gegenüber zunächst einmal mißtrauisch. Das Leben auf dem Flugfeld von Kemajoran bei Djakarta war längst wieder abgeebbt, als ich zwei Stunden nach meiner Ankunft endlich aus dem Zollraum entlassen wurde.

Wie in allen ehemaligen Kolonialländern, so weist auch Indonesiens Hauptstadt Djakarta die Spuren der Kolonialherren auf. Während die Engländer großzügige Prachtbauten als Symbol ihrer Macht hinstellten, waren die Paläste der Holländer ganz das Abbild des kleinen Mutterlandes – ein wenig provinziell und ohne eine Spur von Großzügigkeit. Außer den ehemaligen Verwaltungsgebäuden der Holländer, die den Indonesiern für den gleichen Zweck dienen, ist da noch das vornehme „Hotel des Indes“ zu sehen, das seinem Bästil nach

eher dem Klima Amsterdams angemessen ist. Und da sind natürlich auch – Grachten. Was für ein kümmerlicher Versuch, die Heimat nach Südostasien zu verpflanzen! Die Indonesier schätzen zu Recht diese stehenden und stinkenden Gewässer herzlich wenig. Die Armen werden diese Wassergräben allerdings vermissen, wenn man sie wirklich zuschüttet, wie der Plan es vorsieht, denn sie ersetzen ihnen die Badewanne, den Waschzuber und die Bedürfnisanstalt. Links und rechts braust an ihren Ufern der Verkehr vorbei –, die Menschen, die der Reinigung bedürfen, stört dies nicht.

Amerikanische Straßenkreuzer, altersschwache zweistöckige Straßenbahnen, knatternde Motorroller, wegen Überlastung dem Zusammenbruch nahe Kombiwagen, Hunderte von Fahrrädern und Tausende von bunt bemalten Betschaks, die dreirädrige Rikscha Indonesiens, in welcher der vorn auf einem niedrig hängenden Sitz untergebrachte Fahrgast stets einen Zusammenprall mit irgendeinem anderen Vehikel befürchten muß. Doch der dahinter in die Pedale tretende Betschakboy versteht seine Kunst, sich durch das Gewühl hindurchzuwinden, das nur wenige Polizisten regeln; denn in ganz Djakarta, einer 3-Millionen-Stadt, sind nur 300 Polizisten dafür ausgebildet. Die Augen des Betschakboys sind flink und seine Muskeln angespannt. Man sagt, daß er nach zwei Jahren in diesem Gewerbe tbc-krank ist. Seine Einnahmen sind spärlich. Es gibt schon zu viele von ihnen, die in diesem Beruf einen Ausweg suchen.

Eine Gartenstadt sollte Djakarta sein, nach dem Muster von Hilversum vielleicht. Aber die hübschen Bungalows mit den stets blühenden Vorgärten scheinen langsam aufgeessen zu werden von den stetig wachsenden Slums der armen indonesischen Bevölkerung. Zu Tausenden stehen die baufälligen Hütten an ungepflasterten Straßen. Die geflochtenen Bambuswände sind vielfach weiß übertüncht. Hühner laufen zwischen den Häuschen umher. Davor hängen an hohen Stangen Brutkästen, in denen Singvögel für den nächsten Sängerwettbewerb gezüchtet werden. Palmen und grünes Gestrüch scheinen dem Menschen das Land wieder abjaßen zu wollen – so dicht stehen sie

um die Hütten herum. Wenn es einmal eine Planung für Djakarta gegeben haben sollte, dann ist sie längst unter dem Ansturm der in die Stadt wegen der Sicherheit und der Erwerbsmöglichkeiten eindringenden Bevölkerung zusammengebrochen. 1947 zählte Djakarta nur 500 000 Einwohner, heute sind es 3 Millionen und mindestens $\frac{2}{3}$ von ihnen sind auf der Suche nach einer Lebensunterhalt.

Djakarta erweckt den Anschein, als ob ein Sturm die Stadt gerade durcheinandergewirbelt hätte. Die Menschen trotten dazwischen herum, gemächlich, keiner kennt Eile, und sie verschwinden in den Ecken und Winkeln, die eine Orientierung wahrhaftig beschwerlich machen. Die Frauen tragen lange Betschaks, von einem breiten, bunt bestickten Gürtel gehalten, die fest gebunden, zugleich als Korsett dient. Darüber tragen sie je nach Reichtum und Gelegenheit eine Seidenbluse und eine schillernde Jacke. Manche haben auch ihre Babies im Turm auf dem Rücken gebunden, und sie gehen mit einer Lässigkeit als wenn sie die Last nicht verspürten. Nur wenige Indonesierinnen – und sie sind meist aus einer gehobenen Schicht – haben sich an europäische Kleidung gewöhnt. Allerdings, sie tragen eine Eleganz zur Schau, wie man sie bei uns nur selten antrifft. Bei den Männern haben sich die europäischen Hosen wohl aus praktischen Gründen weit mehr durchgesetzt, nur die Ärmsten der Armen legen noch Röcke um, ähnlich wie die Frauen.

Um 9 Uhr abends sind die Straßen von Djakarta wie leer gefegt. Noch fürchtet man lichtscheue Elemente, die in den vielen Kriegsjahren das dunkle Gewerbe erlernten. Die Betschakboys haben ihre Betschaks zu Karawanen zusammengezogen, zusammengeroht liegen sie in ihren Vehikeln, die ihnen zugleich als Wohnung dienen. Nur im Chinesenviertel geht das Handel und Feilschen bis in die tiefe Nacht hinein. Kein Wunder also, daß gerade die Chinesen den Handel des Landes maßgebend in ihren Händen haben, sehr zum Ärger der Indonesier, die die $2\frac{1}{2}$ Millionen Chinesen im Lande dieses Gewerbe nur allzugerne abnehmen möchten. Man traut ihnen nicht recht, diesen Menschen, deren Bindungen an die alte Heimat noch immer

stark sein sollen. Im Zuge des gesteigerten Nationalismus und der Furcht vor dem Kommunismus hat man ihnen nun die Rechte beschnitten: der Handel auf dem Lande soll ihnen verwehrt sein, der Aufenthalt dort beschränkt werden. Ein schwerer Schlag für sie; doch meint man in Indonesien, die Chinesen würden schon einen Ausweg finden.

Das gleiche soll auf die Kommunisten zutreffen, die seit langem das Land in Atem halten und nun plötzlich zum Stillhalten verdammt sind. Bis 1949, dem Tag der Befreiung des Landes, hielten die Kommunisten Waffenbrüderschaft mit den um die Freiheit kämpfenden Kräften. Damals sah niemand weiter als bis zu diesem ersehnten Tag, der nur nach sehr schweren Kämpfen tatsächlich anbrach.

350 Jahre lang hatten die Holländer die indonesischen Inseln besiedelt, hatten vom Reichtum dieser Inseln gelebt. Gummi, Kapok, Öl, Kakao, Kaffee, Tee – es gibt wenig Werte, die Indonesien nicht auf einer seiner Tausenden von Inseln anzubieten hätte. 1942 waren die Japaner in Indonesien gelandet, und die Holländer hatten das Weite gesucht. Als die Japaner sich 1945 zurückzogen, glaubten die Holländer, daß sie wiederkehren könnten, als ob inzwischen nichts geschehen wäre. Das paßte den Indonesiern absolut nicht, die auch während der japanischen Besatzungszeit ihren Kampf um die Freiheit nicht aufgegeben hatten. Sie widersetzten sich, und es floß noch viel Blut, bis die Holländer, 1949 endlich, ihre Ohnmacht gegenüber den von ihrem festen Willen um die Freiheit beseelten Menschen einsehen mußten. Die Indonesier vergessen nie, ihre ausländischen Gäste auch auf ihre Heldenfriedhöfe hinzuweisen.

Land ohne Frieden

Die politische Freiheit aber gab Indonesien noch längst nicht den Frieden. Die Freiheitsbewegung zerfiel in politische Richtungen, die sich bis aufs Messer befiedelten. Präsident Sukarno, einer der bedeutendsten Führer des Freiheitskampfes, glich viele Jahre die Spannungen aus. Er tut dies noch immer, obwohl eine bedrohliche Situation die andere abzulösen scheint. Die Kommunisten sind sehr stark geworden, besonders in Arbeiterkreisen. In den ersten Wahlen errangen sie 8 Millionen Stimmen. Sukarno hat sich nun der Unterstützung der Armee versichert, und sie beherrscht das Land heute. Wie lange? Vielleicht bis zu dem Tag, an dem sich die Kommunisten nicht mehr an die Wand spielen lassen. Jeder weiß in Indonesien, daß man mit ihnen nicht so leicht fertig werden wird wie mit den übrigen Putschisten, die es in Indonesien seit 1949 gegeben hat und die noch heute einige Landstriche unsicher machen. Aber Indonesien hat noch viele halbleere Inseln unter den 3000 großen und den aber tausend kleinen, die den Staat ausmachen. Dorthin werden unbequeme Politiker verbannt.

Java ist als einzige Insel verhältnismäßig dicht besiedelt: auf diesem langgezogenen Landstrich leben 45 Millionen Menschen, fast die Hälfte der gesamten indonesischen Einwohnerschaft von über 90 Millionen. Man könnte Java in 12 Stunden durchqueren. Man könnte, wenn man die dafür nötigen Papiere zusammen hat. Ich lobte meine Geduld, eine Tugend, die jeder Europäer, bevor er nach Indonesien fährt, in großen Dosen mitnehmen sollte. Als ich das Sammelsurium von Erlaubnisscheinen endlich vollständig hatte (nach denen am Ende niemand fragte), fehlte nur noch die Fahrkarte. Und die Fahrkarte war es, die den Tag meiner Abreise bestimmen sollte. Niemand konnte im voraus sagen, für welchen Zug man eine Chance hatte. Die indonesischen Eisenbahnen fahren noch auf eingleisiger Spur, zwar mit Lokomotiven von Krupp, aber doch nicht mehr als mit 60 km/st Geschwindigkeit. In den Abendstunden werden Reisen vermieden. Noch immer ist die Unsicherheit im Lande zu groß. Auf Java gibt es die moslemischen Rebellen, die Darul Islam, die ein Staatswesen streng nach den Vorschriften des Koran fordern. Von ihrer Hand war schon mancher Eisenbahnzug in die Luft geflogen. Auf Sumatra befanden sich die „Demokraten“, diejenigen, die vor zwei Jahren gegen das bestehende System revoltierten, weil es nach ihrer Auffassung keine Demokratie im Lande gibt. Alle anderen Kräfte, von denen man regierungsfeindliche Ausschreitungen erwartet, verhalten sich noch so, wie es sich für anständige Bürger geziemt, noch wenigstens.

Die Nacht lag noch auf der Landschaft, als wir morgens zur Reise aufbrachen. Die Sterne, die am asiatischen Himmel so viel zahlreicher flimmern, begannen schon zu verblassen. Ich stand eingekleidet in einer Masse Mensch auf dem Bahnhofsvorplatz. Koffer und Kisten, Hühner und Vogelkäfige hielten die Reisenden auf ihren Köpfen. Auf den erhöhten Stufen am Eingang sah ich die unvermeidlichen Soldaten. Sie ließen immer nur einige passieren. In Wellenbewegungen stießen wir vor. Irgendwie wurde ich mitgerissen. Das Ganze ging ganz lautlos vor sich. Man drängte zwar, man schrie und jammerte aber nicht, wie das bei uns der Fall gewesen wäre. Im Zuge fiel ich ermattet auf meinen Sitz, von dem ich erst jemanden verjagen mußte, der freundlich lächelnd seinen Fehler eingestand. Menschen, Kisten, Kästen, Hühner, Vögel, das war alles auf engem Raum zusammengedrängt. Kaum fuhr der Zug an, da begann man das versäumte Frühstück nachzuholen. Mit einer Verbeugung bot man dem Gegenübersitzenden von der Mahlzeit an. Artig verneinte dieser, wie es die Anstandsregel lehrt, auch auf ein zweites gutes Zureden. Hühnerbeine, Saté, das auf Holzstäbchen aufgespießte, gegrillte Fleisch (ähnlich dem Schaschlik), Eier, selbst Reis in Bananenblättern bewahrt, aus dem die flinken Hände mundgerechte Kügelchen formten. Es schien mir eine Ewigkeit, bis die Hütten und Hüttchen der Stadt hinter uns lagen. Dann aber sahen wir sie endlich: die Landschaft Javas, von der die Kenner sagen, daß sie eine der Perlen des Ostens ist. Die gerade aufgegangene Sonne tauchte



die grünen Reisfelder in ein grelles Gold. Im Hintergrund zeichneten sich die Berge ab – erloschene Vulkane – durch die Morgennebel und die Weite noch wie von einem blaugrauen Überzug bedeckt. Dann kamen die Kautschukbäume wie Soldaten aufgereiht, sie ließen den Gedanken an den Kolonialismus wach werden. Die Palmenhaine wirkten viel spielerischer. Zwischen ihren dunklen Schatten liegen menschliche Behausungen, wiederum nichts als baufällige Bambushütten, meist mit getrockneten Palmblättern gedeckt. Manche von ihnen weit und geräumig auf bloßem Erdboden, ohne Licht und ohne Wasser. Der Fluß ist weit, in denen die Dorfbewohner ihr tägliches Bad nehmen – ein guter Spaziergang unter Palmen und Kapokbäumen, die wie hölzerne Tannenbäume aussehen. Man weiß nicht zu unterscheiden zwischen Müttern und großen Schwestern, die ihre Kleinen mit dem Tuch auf den Rücken gebunden mit sich herum tragen. Fragende, fast entsetzte große mandelförmige Augen in runden Kindergesichtchen mit hohen Backenknochen starren – keines der Kinder schreit. 13 oder 14 oder 15 Kinder mochte die Mutter geboren haben, wie das in Indonesien so Sitte ist. Wie wollte man die Probleme lösen – die Arbeitslosigkeit, die Landnot, den Hunger –, wenn sich das Volk in jedem Jahr derart vermehrt? Eine Frage, die wie viele andere in diesem Land unbeantwortet blieb. Über Politik sprach keiner gern, zu viel hatte man schon erlebt: Holländer, Japaner, Krieg, Revolution, Aufruhr – das alles kannte man hier nicht nur vom Hörensagen.

Die Lokomotive verlangsamte die Fahrt, die Landschaft wurde bergiger. Die Reisfelder waren nun in Terrassen angelegt. Das Wasser schwappte von einem zum anderen über. Immer wieder dazwischen undurchdringliches Gestrüpp, Palmen, Lianen, Schluchten. Unter einem Wasserfall, der an seinem Ende einen Tümpel bildete, badeten junge Mädchen. Sie lachten und winkten, und mir kam es vor, als liefe ein völlig unwirklicher Film vor mir ab.

Djokdjakarta hieß unser Ziel. Djokdja, wie die Indonesier die Stadt nennen, ist nicht schön und hat keine besonderen Attraktionen. Ihr Ruhm: die Freiheitskämpfer erkoren sie zu ihrer

Hauptstadt, während die Holländer in Djakarta ihr Hauptquartier hatten. Djokdja ist eine Universitätsstadt. Die Jugend bestimmt das Gesicht der Stadt. In den letzten drei Jahren hat sich die Zahl der Studenten verzehnfacht. Mit Tausenden von Fahrrädern schießen sie wie eine wilde Meute durch die Straßen des Stadttinneren, die von nüchternen Geschäftshäusern gesäumt werden. Ihre Auslagen, wenn es sich um größere Lebensmittelgeschäfte handelt, sind zu gut 70 v. H. holländischer Herkunft. Daneben aber bieten die Silberhändler von Djokdja ihre Waren feil. Ihre Kunst wird in ganz Java gepriesen. Die Zahl der Buchläden fällt hier besonders auf. Ihre Angebote kommen aus der ganzen Welt. Amerika liefert gute Literatur zu billigem Preis. Fachliteratur ist meist deutschen und auch russischen Ursprungs. Die großen Restaurants und die eleganten Geschäftshäuser gehören den Chinesen. Ihre großen Firmentafeln mit den bunten verwickelten Lettern geben der Hauptstraße Djokdjas den exotischen Anstrich. Straßenhändler hocken an den Wänden, ihre Waren auf Zeitungspapier ausgebreitet. Viele von ihnen sind Frauen. Fliegende Händler, die meist auf Holzkohle warm gehaltenes Essen anbieten, haben ihre Waren in zwei schrankähnlichen Gebilden verstaubt und tragen sie mittels eines geschwungenen Rohrs über der Schulter.

Djokdja war das Herz der Revolution, war der Geburtsort der neuen Zeit. Was ist aus ihnen geworden, aus den Ideen und den hitzigen Rednern? Längst sind sie nach Djakarta gezogen, und einige haben auch die führenden Plätze eingenommen. Zum Vorteil der Indonesier? Noch scheint es nicht so, da die Kämpfe unter den Politikern aller Schattierungen noch schwelen. Das Land hat seinen eigenen Weg noch nicht gefunden, der weder dem westlichen noch dem östlichen System gleicht. Die „gelenkte Demokratie“, eine kürzlich eingeführte Staatsform, in welcher der Präsident mit Hilfe von ernannten Vertretern der einzelnen Volksschichten regieren will, scheint ein Versuch in dieser Richtung. Das Experiment der aber Tausende von Inseln braucht noch Zeit, sich zu bewähren und unseren guten Willen.

Heldenehrung

Satire von Slawomir Mrozek

(Das Schauspiel des preisgekrönten polnischen Autors, „Die Polizei“, wurde vom Deutschen Fernsehen gesendet und in Frankfurt erstaufgeführt)

In unserer Stadt steht ein Denkmal des unbekanntenen Kämpfers von 1905. Die Hand des Tyrannen hat ihn während der Revolution gefällt. Seine Mitbürger errichteten damals ein kleines Hügelchen für ihn, auf dem fünfzig Jahre später ein Sockel aufgestellt wurde, in dessen Stein die Worte „Ewiger Ruhm“ eingraviert sind. Das Denkmal, das sich auf dem Sockel erhebt, stellt einen jungen Mann dar, der eine Kette zerreißt. Mit der Denkmalsenthüllung im Jahre 1955 war eine große Feierlichkeit verbunden. Fast jeder hielt eine Rede. Viele Blumen und Kränze wurden niedergelegt.

Einige Zeit später beschlossen acht Schüler, den Aufständischen zu ehren. Der goldmundige Geschichtslehrer hatte es verstanden, sie mit seinem Unterricht so zu rühren, daß sie gleich danach eine Versammlung abhielten und für ihr eigenes Geld einen Kranz kauften. Sie formierten einen kleinen Zug und begaben sich zum Denkmal. An der ersten Straßenecke erblickte sie ein kleiner Herr in dunkelblauem Überzieher. Er sah sie scharf an und folgte ihnen dann in einem gewissen Abstand.

Sie gingen über den Alten Markt. Die Passanten schenken ihnen keine Beachtung. Umzüge sind eine alltägliche Sache. Am Alten Markt stehen nur wenige Gebäude, die Kirche des hl. Johannes im Öl und ein paar alte Häuser, die jetzt als Ämter und Museen dienen; fast niemand wohnt dort.

Als sie vor dem Denkmal standen, trat der Mann im Überzieher rasch auf sie zu.

„Servus!“ rief er. „Kleine Heldenehrung wohl? Sehr schön! Jahrestag vermutlich. Komplett überlastet. Kann mich nicht genau an das Datum erinnern.“

„Nein“, sagte einer der Schüler, „wir wollten bloß so...“

„Was heißt das, bloß so?“ Der Mann hob die Nase und schnüffelte.

„Wir wollen das Andenken eines im Kampf um die Freiheit des Volkes gefallenen Helden ehren.“

„Ach so, Kollege. Ihr seid wohl vom Stadtteilkomitee?“

„Nein!“

Der Mann dachte nach. „Vielleicht hat man euch in der Schule den Auftrag gegeben?“

„Nein!“

Der Mann ging weg. Gerade als sie den Kranz niederlegen wollten, rief einer von ihnen: „Da kommt er wieder.“

Tatsächlich, der Mann im Überzieher kam zurück. Jetzt hielt er einige Schritte Abstand und fragte: „Vielleicht ist gerade der Monat zur Vertiefung der Ehrung des unbekanntenen Revolutionärs?“

„Nein“, riefen sie im Chor, „es war unsere eigene Idee.“

Der Mann ging wieder weg. Die Jungen legten jetzt den Kranz nieder und wollten schon weggehen, als der Unbekannte in Begleitung eines Milizianten zurückkam.

„Ausweis, bitte!“ sagte der Miliziant.

Sie zeigten ihm ihre Schulausweise. Er betrachtete sie alle, dann salutierte er und sagte: „In Ordnung!“

„Keineswegs in Ordnung!“ rief der Mann im Überzieher und wandte sich an die Schüler. „Wer hat euch befohlen, den Kranz niederzulegen?“

„Niemand!“

Der Mann wurde rot vor Aufregung. „Ihr gebt es also zu. Ihr selbst erklärt, daß ihr zur Durchführung der vorliegenden Manifestation zu Ehren des unbekanntenen Revolutionärs weder von der Schulleitung noch vom Jugendverband, noch vom Stadtteilkomitee, noch vom Stadt- oder Kreiskomitee organisiert worden seid?“

„Natürlich nicht!“

„Daß diese Kranzniederlegung nicht auf eine Initiative der Frauenliga, noch der Gesellschaft der Freunde des Jahres 1905 zurückzuführen ist?“

„Nein!“

„Daß es sich um keinen Jahrestag, keinen Gedenkmonat oder überhaupt etwas handelt?“

„Nein!“

„... daß ihr nicht einmal ein Rundschreiben vorweisen könnt? ... daß ihr selbst...“

„Ja!“

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Sergeant, Ihr wißt wer ich bin, auf der Stelle nehmt Ihr den Kranz mit. Und ihr geht jetzt auseinander.“

Schweigend gingen die Jungen weg. Hinter ihnen schritt der Miliziant mit dem Kranz. Vor dem Denkmal blieb lediglich der Funktionär im dunkelblauen Überzieher. Mißtrauisch prüfte er die Statue und schaute sich um. Bald darauf begann es zu regnen. Die kleinen Tropfen fielen auf den dunkelblauen Überzieher und auf die steinerne Bluse des Aufständischen. Es wurde trüb und grau. Langsam rannen die silbernen Tropfen über das Haupt des Standbildes, schaukelten an den steinernen Ohren wie Ohrringe, leuchteten aus den leeren, granitnen Augäpfeln.

So standen sie einander gegenüber.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Ludwig Zimmerer)



Die Legende vom Jahrhundert der Jugend

Unter diesem Titel brachte der Hessische Rundfunk Mitte Februar eine Untersuchung, die Anfang April wiederholt und danach auch vom Norddeutschen Rundfunk übernommen wurde. Das Manuskript schrieb Fritz Heerwagen. Wir zitieren daraus:

„In der Zeit unserer Großeltern ist der Begriff der Lebenslügen entstanden. Die ihn aufbrachten, dachten damals nur an die Selbsttäuschungen des einzelnen. Heute wissen wir, daß auch die Gesellschaft ihre Lebenslügen hat. Eine der bedenklichsten unserer Zeit steckt in dem Schlagwort vom Jahrhundert der Jugend, in dem wir angeblich leben. Bedenklich ist sie, weil sie uns nicht nur am Erkennen der Wahrheit, sondern auch am notwendigen Handeln hindert.“

... Aber selbst, wenn der Halbstarke irgendwann aus dem Sprachgebrauch verschwinden und wenn der Teenager ihm folgen sollte: der Wirbel um die Jugend wird bleiben. Es bleiben ja die Ursachen. Die Kommerzialisierung der Jugend wird in unserer Gesellschaftsordnung, so, wie sie nun einmal ist, nicht wieder verschwinden. Man wird weiterhin mit der Jugend und mittels der Jugend Geschäfte machen. Die Illustrierten werden auch künftig ihre Auflagen mit attraktiven Cover Girls aufbessern, die Fremdenverkehrs-, die Vergnügungsindustrie – und wer sonst daran beteiligt ist – werden auch künftig Schönheitsköniginnen wählen lassen, die Schallplattenindustrie wird nicht aufhören, das Austobedürfnis einer mit aufgestauten Bewegungsimpulsen belasteten Jugend geschäftlich auszuwerten, die Modemacher werden sich beeilen, neue Uniformen für die so angenehmen, weil betont konformistische Käuferschicht zu erfinden, und die Filmindustrie wird die Jugend weder als Objekt noch als Publikum je vergessen ...

... Und hier stoßen wir auf den Kardinalfehler des Bildes von der Jugend, das heute im Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit zu bestehen scheint: Es wird bestimmt von Sonderfällen, von auffallenden aber kleinen und keineswegs repräsentativen Minderheiten wie den Gefährdeten und Kriminellen, von Figuren in Rand- und Ausnahmesituationen, von sozial indifferenten, aus den realen Daseinsbedingungen und -zusammenhängen herausgelösten Erscheinungen. Dieses Bild lenkt den Blick über Gebühr auf Äußerlichkeiten, auf das modische Make-up und Gehabe der Jugend und versperrt so die Sicht auf ihr reales Sein. ... Erst, wenn wir die jungen Menschen in ihrem Alltagsdasein gesehen, sie in den Werkstätten, den Büros, den Klassenzimmern aufgesucht haben, erst dann wissen wir etwas über sie ...

... Damit rundet sich das Bild, das uns die wenigen Blicke auf den Alltag der Jugend in der Bundesrepublik vermitteln konnten. Im Arbeitsleben, in den Schulen, den Ausbildungstätten, ist das Jahrhundert der Jugend nicht zu entdecken. Wo aber könnte es zu finden sein? Vielleicht müssen wir in die Jugendheime, die Häuser der offenen Tür, in die oft schön gelegenen und wohleingerichteten Jugenderholungsstätten, in

die Jugenddörfer gehen? Gewiß, es gibt bei uns außer der gesetzlichen Jugendfürsorge eine Jugendpflege, in die sich amtliche Stellen und private Organisationen teilen. Wir haben einen Bundesjugendplan und Landesjugendpläne, und niemand wird bestreiten, daß dank ihnen mancherlei für die Jugend geschieht. Nur sollten wir uns vor Überschätzungen hüten. ... Der Bund wird im laufenden Etatjahr für die im Bundesjugendplan zusammengefaßten Maßnahmen 59 Millionen hergeben. Die Rangerhöhung des gewöhnlichen Hühnerreis zum gestempelten deutschen Edelrei will er sich 65 Millionen kosten lassen. Es wäre sicherlich Demagogie, hiernach zu behaupten, der Bundesregierung, die diese Vorschläge machte, liege die deutsche Hühnerzucht mehr am Herzen als die deutsche Jugend. Immerhin zeigen diese Zahlen, wo die Aufwendungen für die Jugend etwa rangieren ...

... Wir müssen schon darauf blicken, was geschieht, um die Heranwachsenden für die Daseinsbewältigung tüchtig zu machen, auf das, was für ihre Gesundheit, Bildung, Ausbildung investiert wird. Investitionen lassen sich ja nicht aus dem Geschenkfonds bestreiten, man kann sie auch nicht mit der linken Hand machen. Man muß dafür auf dies und das verzichten, und man muß bereit sein, Zeit und Energie daranzusetzen. Wo es um echte, fühlbare Investitionen geht, läßt sich bei noch so wohlwollender Betrachtung nicht sagen, daß die Jugend bei uns in der Bundesrepublik Deutschland Vorrang genieße. Im Gegenteil, es will scheinen, als sei die Bereitwilligkeit, für sie etwas zu opfern, für sie zu handeln, heute geringer denn je.“

Die Jugend scheint diese Sendung, die darauf hinzielt, das falsche Bild, das von ihr verbreitet wird, zu widerlegen, gehört zu haben. Davon zeugen zahlreiche Zuschriften an den Rundfunk. So schreibt ein kaufmännischer Lehrling:

„Gestern abend hörte ich mir Ihre Sendung über die Ausbildung und Arbeitszeit der Jugendlichen an. Sie haben uns, die wir noch in der Ausbildung stehen, so recht aus dem Herzen gesprochen und an dieser Stelle den Verantwortlichen einmal ganz gehörig die Meinung gesagt ...“

Und ein anderer jugendlicher Hörer:

„Ihre Sendung über die Jugend hat mir ausgezeichnet gefallen. Das Thema wurde von Fritz Heerwagen gut mit Material versehen und so eindrucksvoll gestaltet. Mich als Jugendlichen sprach Ihre Sendung stolz an. Ich würde gern andere Jugendliche und Erwachsene damit bekannt machen.“

Ein Erwachsener bekennet:

„... Wenn ich Ihnen sage, daß ich im ersten Moment geradezu erschüttert war, so bezweifeln Sie sicherlich mit Recht den Wert solcher Gemütswallungen. Es bleibt aber doch zu hoffen, daß möglichst viele Hörer, alte und junge, zu dieser Sendung auf Ihrer Welle geblieben sind und es nicht vorgezogen haben, sich beim Nachbarsender und Musik der Anstrengung der Selbstkritik zu entziehen.“

Daß sich die Erwachsenen, daß sich die Verantwortlichen der Selbstkritik und der Wahrheit stellen, das ist freilich notwendig, und dafür ist etwas zu tun. Der Hessische Rundfunk hat den Versuch unternommen. Ihm sei gedankt!

W

Zeichnung von Inge Hergenbahn

Die Ruhrfestspiele

Aus der Ansprache, die Winfried Sabais zur Eröffnung der Ruhrfestspiele am 1. Juni im Westdeutschen Rundfunk hielt:

„Die Ruhrfestspiele sind seit Beginn ein Symbol für alle Arbeit auf eine gesellschaftliche Kultur zu. Ihr sozialer Avantgardismus unterscheidet sie von anderen Festspielen, bei denen die elegante Welt sich trifft.

Die Ruhrfestspiele sind jedoch kein Aufmarschplatz irgendeines Proletkultes. Die Neugierde auf alle Leistungen und Beunruhigungen aus der schöpferischen Energie des Zeitgeistes hält ihren Horizont offen.

Die Ruhrfestspiele wollen mit dem auf Maß und Gerechtigkeit gerichteten Enthusiasmus der Vernunft mitarbeiten am Entwurf des zeitgenössischen Menschen, am Entwurf seiner Gesellschaft und am Entwurf seiner Republik. Der Forderung des Tages zu genügen, bedürfen sie der Aktualität der Jahrtausende. Sie geben uns die Antigone des Sophokles und den Diego von Camus zu Nachbarn, mit denen wir über unsere eigene Situation beratschlagen können.

Die Ruhrfestspiele sind – alles in allem – eine Pflanzstätte der Freiheit. Sie sind eine Antwort auf die östliche Herausforderung zum friedlichen Wettbewerb zwischen den Gesellschaftssystemen, eine der erfolgsversprechenden Antworten auf jene unsere Zukunft entscheidende Herausforderung, der sich auf unserer Seite nicht stellt das Gespenst des 19. Jahrhunderts, der Kapitalismus – wie unsere Gegner noch glauben möchten –, sondern ein freies, das dem modernen Menschen dienlichste System: die soziale Demokratie.“

In Blut und Schuld: der Mensch

„... und wenn niemand mehr da ist, und wenn morgen der Mensch ausgerottet ist, so ruf ich es ins Nichts, und ich bezeug es: der hier verging sich an sich selbst in Blut und Schuld, ihm war an Größe nichts gleich.

... im letzten Scheitern liegend noch und schon gespalten und zerrissen und von den Eigenen und mit Erde schon in den erloschenen Augen, konnten wir nicht vergessen des Menschen Herrlichkeit.

In solchem Elend vergingen wir. Wir waren eine große Zeit. Vielleicht, wenn andre nach uns kommen, finden sie in Trümmern Zeichen dessen und erschauern.“

Wir alle schwiegen, beklommen und betroffen, als Hermine Körner diese Sätze gesprochen hatte. Wem war es in diesen Augenblicken, als die Bühne dunkel wurde, gegenwärtig, im Theatersaal von Recklinghausen zu sitzen, als zweite Aufführung der Ruhrfestspiele dieses Jahres die Tragödie des Aeschylos „Die Perser“ gesehen zu haben? Die Vision einer toten Welt, beschworen im Epilog der Königinmutter Atossa, zwang Bilder des Grauens vor unser Auge, ließ uns erschrocken zusammenzucken bei dem Gedanken: Ob nach uns auf dieser Erde überhaupt noch wer sein wird, der Zeugen finden, der erschauern kann?

Als das Programm der diesjährigen Ruhrfestspiele verkündet wurde, fragte man, wie auch früher schon, nach dem Werk eines zeitgenössischen Dichters, nach einem Zeitstück. Otto Burmeister hätte mit gutem Gewissen darauf antworten können: Als Zeitstück bringen wir „Die Perser“ des Aeschylos. Freilich, daß diese vor zweieinhalb Jahren geschriebene Tragödie zu einem Stück werden konnte, das so unmittelbar und unmißverständlich in unsere Zeit spricht, das verdanken wir dem Mut, dem Takt und der Bescheidenheit eines jungen Dichters. Mattias Braun hat es – hierin dem Beispiel unserer Klassiker folgend – gewagt, die antike Dichtung so umzubauen und zu ergänzen, daß wir sie ohne die Hilfe von Philologen und Historikern verstehen können, daß ihr Überzeitliches und also auch uns Angehendes vollends deutlich wird. Er hatte den Takt – hier in sich wohlthuend von modernen „Barbarisierern“ der Antike abhebend –, ihre geistige Essenz, ihre ethische Aussage unverändert zu lassen. Und er hat bescheidenweise gar nicht den Versuch gemacht, uns zu verbergen, daß er es sich hat angelegen sein lassen, bei den großen Dramatikern von Aeschylos bis Brecht in die Lehre zu gehen. Das unterscheidet ihn vorteilhaft von gleichaltrigen Originalitätshaschern, und das hat es ihn erreichen lassen, daß wir seine Diktion als der Größe des Vorwurfs angemessen empfinden.



Hermine Körner, die als Atossa ihre letzte Rolle spielt, hat ihm bei der Neudichtung der „Perser“ geholfen, und sie hat dann auf der Szene der „Mutter Persien“ die mythische Größe gegeben. Der greisen Tragödin und dem jungen Dichter galten gerechterweise die wärmsten Dankesbezeugungen der Menschen, die diese Aufführung, dargeboten vom Berliner Schillertheater, erleben durften. Aber auch Hans Lietzau, der Regisseur, und die Darsteller wurden wieder und wieder durch den Beifall herausgerufen, und sie alle hatten die so nachdrückliche Anerkennung verdient. Was auf der Bühne geschah, hatte die lapidare Präzision, die Härte, die unserer Zeit gemäß ist, und war damit zugleich der in Stein gehauenen Überlieferung des großen Vergangenen adäquat. Den mit der Energie der Verzweiflung geladenen jungen Xerxes im zerschissenen roten Mantel (Thomas Holtzmann), den aus dem Schattenreich aufgestiegenen Dareios mit dem archaischen Helm (Wilhelm Borchert), den Boten mit den blutigen Armstümpfen (Friedrich Siemers) werden wir noch lange vor dem inneren Auge haben. Die sprachliche und gestische Zucht aller Darsteller, insbesondere auch derer, die den auf fünf Männer verteilten Part des Chores sprachen, war vorbildlich. Diese Aufführung reiht sich den großen Recklinghäuser Ereignissen an.

Auch die Macbeth-Inszenierung von Heinrich Koch, mit der die Festspiele eröffnet wurden, hat Größe. Nur fehlt ihr die Geschlossenheit. Zu den großen, zwingenden Augenblicken gehört die Schlußszene, wo Gewappnete mit mächtigen Schildern, auf die man „den Wald von Birnam“ in heraldischer Manier appliziert hatte, den Mördertrio einschließen und zum letzten Verzweigungskampf zwingen. Hier hat Koch durch eine energische aber sinnvolle Straffung des Geschehens dem Drama eine ungleich stärkere Wirkung gesichert. Die Hexenszenen hingegen sind uraltes Theater. Solche fetzenbehangenen Hexen mit angeklebten Krallenfingern erträgt man allenfalls auf mittelmäßigen Opernbühnen. Die Dämonie des Bösen kann man uns auf die Art nicht sinnfällig machen.

In einem bekannten Werk über antiken Tanz sind griechische Manteltänzerinnen abgebildet. Schade, daß der Regisseur und

sein Bühnenbildner, Franz Mertz, nicht darin geblättert haben. Sie wären dadurch vermutlich zu glaubhafteren Lösungen inspiriert worden. Eine Diskrepanz bleibt auch zwischen der lastenden, düsteren Wucht des Mertzschen Bühnenbildes und dem Spiel, das – abgesehen von einigen starken Momenten – nicht die entsprechende Kraft gewinnt und vor allem den Grad der Stilisierung durchweg nicht erreicht.

Die stärkste Leistung bietet Ullrich Haupt als Macduff. Seine Klage über die gemordeten Kinder greift ans Herz. Ernst Schröder als Macbeth stellt richtig dar, daß Mörder und Tyrannen meist Schwächlinge und Feiglinge sind, die Verführungen erliegen und getrieben werden. Nur: in die Abgründe des in Schuld und Blut geratene Menschen sieht man bei diesem Darsteller nicht. Und wenn man auch begreift, daß mit dem gegen den Schluß hin immer lauter werdenden Schreien die kraftmeierische Überkompensation der Angst gezeigt werden soll, so wird man doch nicht ergriffen, weil dieses Schreien naturalistischer Ausbruch bleibt und nicht zum geformten Ausdrucksmittel wird. Hilde Krahl hat ihre stärkste Szene da, wo die Lady sich schlafwandelnd die blutbefleckten Hände vergeblich wieder und wieder abreibt. Lob verdienen Bum Krüger als Pförtner und das Mördertrio Ernst Ronnecker, Wolfgang Feige, O.-A. Buck.

Die Festspielbesucher ließen sich bereitwillig von der griffsicheren Dramatik Shakespeares führen. Der Beifall war stark und anhaltend.

Cato

Foto: Udo Hoffmann

Unser Foto: Hilde Krahl als Lady Macbeth/Ernst Schröder als Macbeth.

Ruhrfestspiele 1960

„Berlin – Ort der Freiheit für die Kunst“



Die neue Berliner Kunst begann mit einem Skandal: Der 29jährige norwegische Maler Edvard Munch kommt 1892 nach Berlin und stellt auf Einladung des Vereins Berliner Künstler hier aus. Nach drei Tagen wird diese „skandalöse“ Ausstellung geschlossen. Kein Wunder, wenn man weiß, daß damals der „dynamische Realismus“ – Akademiendirektor und Vorsitzende des Berliner Vereins Anton von Werner malte zu jener Zeit z. B. „Im Etappenquartier vor Paris 1871“ – die Salons beherrschte.

Der junge Norweger berichtet am ersten Tag der Schau in einem Brief: „Ja, jetzt ist die Ausstellung eröffnet... und sie erregt kolossales Ärgernis. Hier ist nämlich eine Masse alte elendige Maler, die rasend sind über diese neue Richtung. Die Zeitungen schimpfen entsetzlich. Doch in einigen bin ich mächtig gelobt worden. Alle Jungen mögen dagegen meine Bilder sehr gern.“

Der Organisator des historischen Teils der Ruhrfestspiel-Ausstellung 1960 „Berlin – Ort der Freiheit in der Kunst“, der Generaldirektor der Staatl. Berliner Museen, Prof. Reidemeister, setzt diese „Affäre Munch“, „diesen herrlichen Paukenschlag“, wie er sagt, an den Anfang. Der zweite Teil „Berlin nach 1945“, für den der Direktor der Hochschule für Bildende Künste, Prof. Otto, verantwortlich zeichnet, schließt mit den ehemaligen Schülern dieser Schule, Curt Droste und Böes, die heute genauso alt sind wie Munch seinerzeit bei seinem „Antrittsbesuch“ in Berlin.

In den letzten zehn Jahren hat sich unter der ideenreichen Organisation Thomas Grochowiaks, des Direktors der Recklinghäuser Kunsthalle, wo auch die diesjährige Ausstellung stattfindet (bis 17. Juli), so etwas wie ein Recklinghäuser Ausstellungsstil gebildet: Gegenüberstellungen von guten und minderwertigen Kunstwerken, von neuer und alter Kunst, von gleichen Themen und Motiven – eine vergleichende Bildbetrachtung also, mit pädagogischen Akzenten, ohne schulmeisterlichen erhobenen Finger.

Auch auf dieser Schau lassen sich zunächst Vergleiche ziehen: die realistisch gemalten Uniform-Bilder von A. v. Menzel, A. v. Werner und Kampf wurden neben die wesentlichen, menschlichen Aussagen eines Munch gestellt, Bilder, die im selben Dezennium gemalt wurden. Dann aber wird die Spur der „künstlerischen Freiheit“, gemäß dem Motto der Ausstellung, verfolgt. Sogar die Abteilung „Berlin nach 1933“ zeigt nicht etwa die diktierte Nazikunst, nicht einmal zum Vergleich (dafür hatte man in der Schau 1957 „Verkannte Kunst“ Gelegenheit), sondern allein jene Künstler, die sich dem Regime und den braunen Kunst doktrinen nicht beugen wollten und in Berlin untertauchten, weiter malten, bis sie schließlich gefaßt wurden oder emigrierten (Leo von König, Carl Hofer, Heckel, Schmidt-Rottluff, Pechstein, Nolde, Beckmann, Feininger, Mücke, Käthe Kollwitz, Gerhard Marcks u. a.). Die Ausstellung zeigt in typischen Bildern und Plastiken die kunsthistorische Wahrheit auf, wie nämlich die alte Reichshauptstadt seit der Jahrhundertwende stets echter Mittelpunkt der Künstler war und wie hier meistens die Jugend der Kunst neue Impulse verlieh. So entsteht nach dem Krach um Munch – ein Skandal, der dem Künstler wie der modernen Kunst allerdings eher genützt als geschadet hat – die avantgardistische „Berliner Secession“ (1898). Max Slevogt und Lovis Corinth, prominente Mitglieder, waren damals zwischen 30 und 40 Jahre alt. Als später wieder die Jungen vordrängten, wird 1910 die Neue Secession gegründet: Schmidt-Rottluff (26 Jahre), Kirchner (31), Nolde (44), Mueller (37), Heckel (28).

Geht man durch die Recklinghäuser Säle, und betrachtet man, was seinerzeit gemalt und aus-

gestellt wurde (man hat an Hand alter Katalog versucht, die ungefähr zu jener Zeit gemalten und in Berlin ausgestellten Bilder wieder heranzuziehen), so spürt man, welche ungestüme Kraft und welche Leidenschaft noch heute von diesen Bildern ausgehen, und man kann sich vorstellen, welchen Schock der Spießbürger und die bärtigen Professoren durch diese revolutionäre Kunst erhalten haben müssen.

1918 wieder eine aufrüttelnde junge Vereinigung: die Novembergruppe. Und wieder junge und heute große Namen: Gorge Grosz (26), Otto Dix (31), Felixmüller (21), Ludwig Meidner (34), Mücke (25), der Bildhauer Belling (32), Moholy-Nagy (25), El Lissitzky (31). Ferner gehörte eine große Anzahl von Künstlern dazu, die – wie wir in Recklinghausen erkennen können – heute zu Unrecht vergessen sind. Welche großartige Stadt war doch dies Berlin auch auf dem Kunstsektor, wird man vor diesen klug ausgesuchten Werken ausrufen! (Warum allerdings Käthe Kollwitz nicht mit typischeren Werken, Heinrich Zille überhaupt nicht vertreten ist, ist nicht ersichtlich!) Welche künstlerische Freiheit, welche Qualität, und welche Menschlichkeit entströmen dieser Ausstellung, diesen Werken auch heute noch, nach so vielen Jahren!

Hat Prof. Reidemeister in seiner 150 Werke umfassenden und in zwei Stockwerken aufgebauten Ausstellung unter anderem gezeigt, wie – um die Jahrhundertwende und in der Nazizeit – die echte Kunst nicht auf der Kunsthochschule wuchs, so sollte die moderne Abteilung „Berlin nach 1945“ wohl beweisen, daß der „Ort der Freiheit in der Kunst“ heute die Berliner Hochschule für die Bildenden Künste ist. In der Tat merkt man es den Gemälden, Plastiken und Graphiken von Akademieprofessoren und ehemaligen Schülern an, daß hier die Freiheit zweifellos gewahrt wird: die verschiedenen Richtungen kommen zu Wort, der Expressionismus, der Surrealismus und nicht zuletzt mannigfaltige Spielarten der abstrakten Kunst.

Aber Freiheit allein gilt in der Kunst wenig, wenn die Qualität nicht vorhanden ist, und die ist hier sehr rar. Was läßt sich als das qualitativste Neue, was als avantgardistisch oder gar in die Zukunft Weisende bezeichnen? Natürlich ist noch die „alte Garde“ da: Schmidt-Rottluff (76), Orłowsky (66), Max Kaus (69), Teuber (66), Scheibe (81) und Renée Sintenis (72). Aber ihre Kunst ist heute bereits ein Stück Geschichte, und sie gilt – bei aller Hochachtung vor diesen alten Meistern – nicht als typisch „nach 1945“.

Die Avantgarde von einst, aber auch der letzten Jahre, ist müde und ideenarm geworden, jedenfalls nach dem Bild, wie es hier präsentiert wird.

Und die Jüngerer? Man hat schon Besseres gesehen.

Wer auf die Ausstellung in Recklinghausen angewiesen ist – und das ist der größte Teil der Besucher –, kommt zum Schluß, daß Berlin eine große Vergangenheit hat, aber 1960 nicht mehr die führende Rolle spielt wie einst, auch wenn hier die „künstlerische Freiheit“ verteidigt wird. Das ist schade! Um so mehr, als es nicht ganz stimmt, denn wir kennen viele der hier vertretenen Künstler aus ihren Kollektivausstellungen und wissen, daß sie schon größere Leistungen vollbracht haben, und zwar in jüngster Zeit. Diese aber fehlen in Recklinghausen.

Günther Ott.

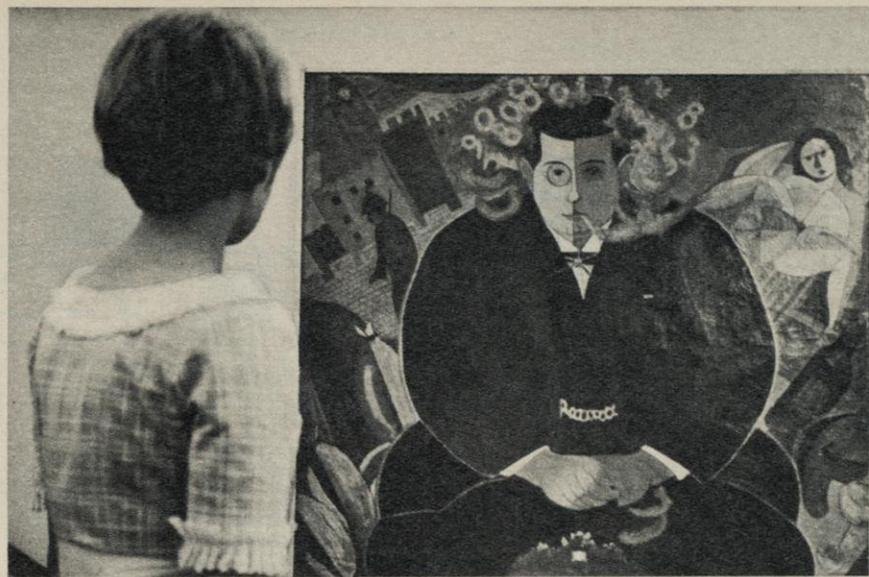
Fotos: Udo Hoffmann

Renée Sintenis: Daphne ▶

Max Beckmann: Familienbild George



Rudolf Belling: Weiblicher Kopf

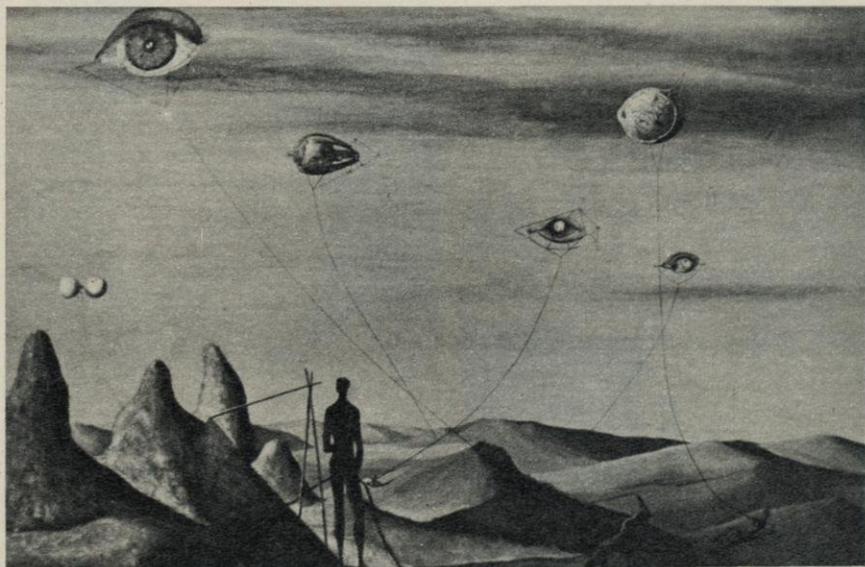


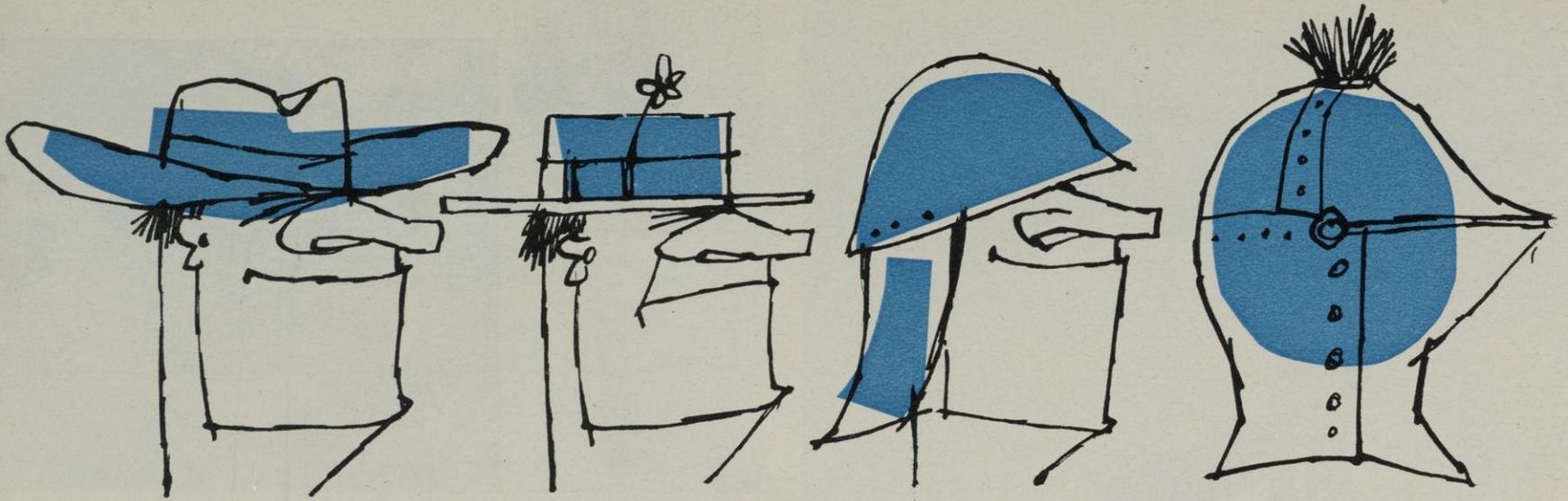
Rudolf Möller: Schieber



Rudolf Belling: Dreiklang

Mac Zimmermann: Aviatiker Sektion Optik





Vor einer Wahl

John Steinbeck erklärt die Spielregeln im Kampf um die politische Kandidatur in den USA —

In diesem Jahr steht ganz Amerika im Schatten der Präsidentenwahlen. Fern läge es mir, auch nur den Versuch zu machen, dem Leser die erstaunlichen Verwicklungen und politischen Schachzüge unseres Systems erklären zu wollen. Die Parteipolitik meines Heimatlandes grenzt an Mystik und muß jedem Außen-seiter unverständlich bleiben.

Trotzdem ist die grundsätzliche Idee unserer Wahlen äußerst einfach: Die am Ruder sind, wollen dort bleiben; und die es nicht sind, wollen ans Ruder kommen. Dieser einfache Grundsatz ist jedoch das einzige Einfache und Grundsätzliche an unseren Wahlen. Heute will ich mich darauf beschränken, die Eigenheiten, Sitten und Gebräuche und besonderen Kennzeichen jener wunderlichen Leute zu beschreiben, die man in den Vereinigten Staaten von Amerika Kandidaten nennt. Ich habe mich deshalb ernsthaft dem Kandidatenstudium gewidmet; das ist ein wirklich aufschlußreicher und belehrender Zeitvertreib.

Vorerst gilt es festzustellen: Woran erkennt man einen Kandidaten? Es hat noch eine kleine Weile, bis die Wahlen über uns hereinbrechen, und doch kann der Fachmann gerade jetzt in den Herzen seiner Mitbürger jenes zarte Regen erspüren, das — kaum merklich für den Laien — das Eröffnungsspiel zur Kandidatur einleitet. Die Spielregeln sind elastisch und dennoch in alter Tradition verankert — man könnte fast sagen monoton — wie der zeremonielle Brautanzug der Zuluneger oder der Südflug der Störche.

Der liebevolle Familienvater

Das erste Symptom ist eine Zurschaustellung auffallender Bescheidenheit. Wiederholt ein

Mann, deutlich, unmißverständlich und oft genug, daß er keinerlei Veranlagung und wenig Eignung für ein öffentliches Amt besitzt, so ist das der Anfang seines Wahlfeldzuges. Es folgt das Familiendyll: Frau und Kinder haben schwer darunter zu leiden, besonders die Kinder, auf deren empfänglichen Seelen die väterliche Kandidatur einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen dürfte. Da hilft kein Protestieren — Papa besteht plötzlich darauf, die kleinen Engelchen spazierenzuführen und sich als liebender Familienvater von Bericht-erstatern und Fotografen überraschen zu lassen. Er schickt seiner Frau Rosen — zum erstenmal seit Jahren — und vermeidet die Gesellschaft seiner Freundin, die sich mit dem Gedanken an einen Nerzmantel nach den Wahlen trösten mag.

Zu diesem Zeitpunkt in der Kandidatenlaufbahn rückt die Tierliebe in den Vordergrund. Jeder Kandidat besitzt einen treuen Hund. Manchmal wird der Hund so angehimmelt, daß man glauben könnte, der Hund wäre der Kandidat. (Gar nicht so dumm, denn schließlich ist ein Hund doch der ideale Kandidat; er hat eine meist makellose Vergangenheit, ist ehrlich und beständig, und er macht niemals leichtfertige Versprechungen.)

Es ist eine althergebrachte amerikanische Sitte, daß die jeweiligen Bewerber um das Präsidentenamt ihre Kandidatur erst in letzter Minute bekanntgeben. Das ist ein Trick, der dazu dienen soll, den Gegner in Unsicherheit zu wiegen, obwohl noch niemand bewiesen hat, daß die Methode erfolgreich ist. In den letzten Jahren ist dasselbe Manöver auch in Kandidatenkreisen für weniger erhabene Ämter Mode

geworden, aber nur dem Anfänger kann der wahre Sachverhalt verborgen bleiben.

Wenn ein Ehemann darauf besteht, daß er überall von seiner lieben Frau begleitet wird, dann dürstet ihn nach politischen Ehren; wenn er immerzu dabei überrascht wird, wie er kleinen Straßenjungen Schokolade schenkt, so ist das ein doppelter Beweis. Als Thomas E. Dewey seinerzeit mit großem Eifer die Zumutung zurückwies, daß er Präsident werden wollte, während er zu gleicher Zeit seine hübsche Frau veranlaßte, sich fotografieren zu lassen, wie sie eine Kuh melkte — da war seine Absicht sonnenklar. Der alte Meister kannte die Regeln, auch wenn sie in seinem Fall nicht zum Erfolg führten. Jene idyllische Fotografie sollte drei Fliegen mit einem Schlag treffen: sie kennzeichnete seine Hingabe an die Institutionen der Ehe, der Demokratie und der Landwirtschaft.

Wie mannigfach sind die Wegweiser für den Kandidatenforscher. Der Geizhals, der seine Freunde mit großzügigen Geschenken überrascht, der mürrische Chef, der eines Morgens lächelnd sein Büro betritt und der Sekretärin das Gehalt aufbessert, ja selbst der Mann, der früher niemals ohne seinen Hut ausging und nun täglich seinen Kahlkopf sehen läßt — Sie alle haben dasselbe Ziel vor Augen. Ich glaube, es würde vielen Leuten sehr gut tun, mindestens einmal im Leben unter die Kandidaten zu gehen. Ein Kandidat ist immer gut gelaunt, stets voll Zuversicht und Lebensfreude. Er wählt seine Freunde aus dem einfachen Volk, besonders unter Schwerarbeitern, Negern und Baseballspielern. Er speku-

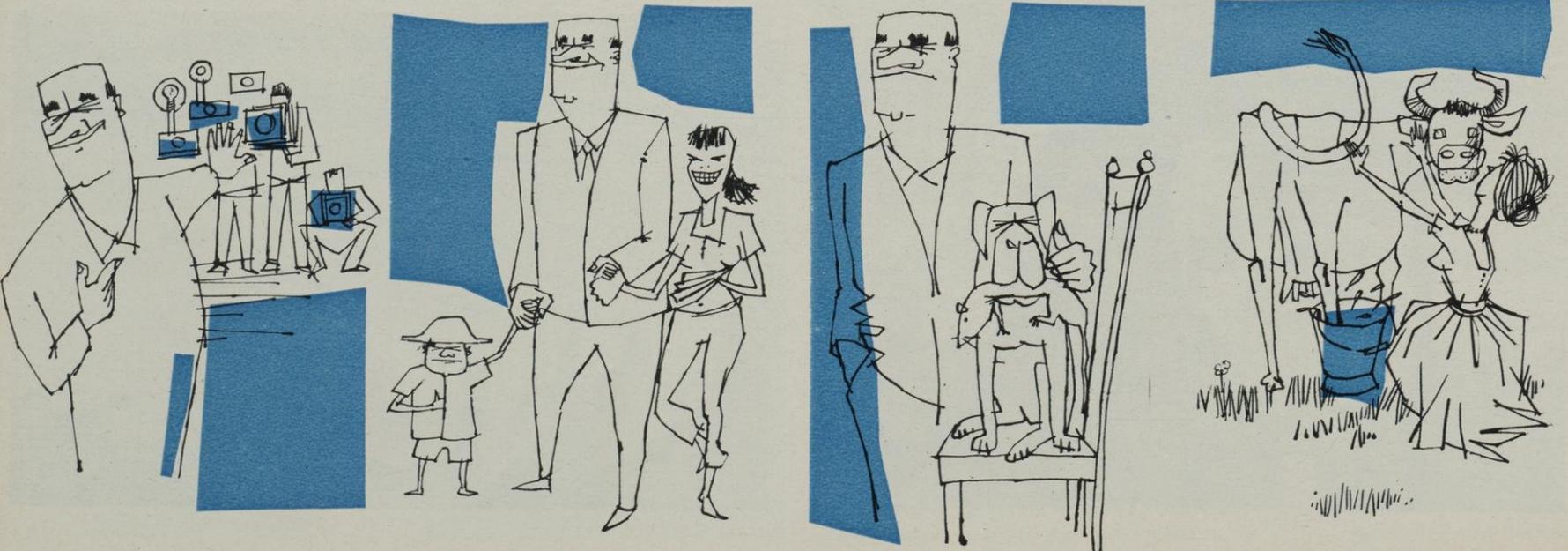
liert nie an der Börse; Nachtlokale und Damen der Halbwelt strafft er mit Verachtung.

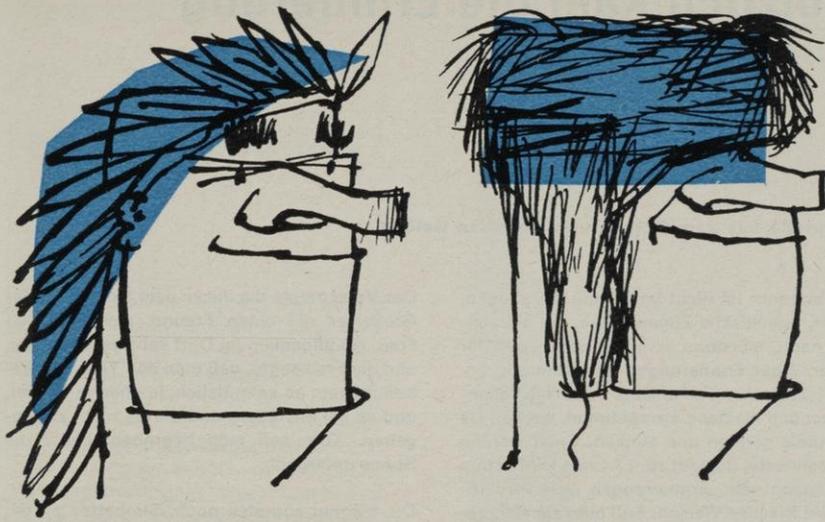
Geld im Klingelbeutel

Die Kirchen profitieren zur Zeit der Wahlen. Kandidaten sind eifrige Kirchgänger und füllen die Sammelbüchsen mit ihren Gaben — auf Geschäftskosten und einkommensteuerfrei natürlich. Gesellschaftliche Vorurteile sind vergessen. So mancher früher ängstlich gehütete patrizische Stammbaum weist, wenn es zur Kandidatur kommt, einen Großvater auf, der Straßenkehrer gewesen sein soll.

Wie bereits angedeutet, pflegt der Kandidat ein tiefes Interesse für die Landwirtschaft zu entwickeln; andererseits verliert er seine sonst so rege Anteilnahme an Ölgruben während des Wahljahres vollkommen. Öl scheint immer nach den Wahlen zu reüssieren, niemals vorher.

Öffentliche Reden von Personen, die der Kandidatur verdächtig sind, haben alle den gleichen Unterton: Für die Freiheit — gegen Unterdrückung; für das Volk — gegen den Sozialismus; für die Frau — gegen die Frauenzimmer; auf der Seite der Tugend — gegen das Laster. Wer solche Grundsätze nicht nur predigt, sondern sie auch befolgt, ist sicherlich im Rennen. Wenn ich sagte, daß man einen Kandidaten daran erkennen kann, daß er ohne Kopfbedeckung auf die Straße geht, so muß ich hinzufügen, daß das hutlose Stadium von kurzer Dauer ist. Bald danach — darauf kann man sich verlassen — wird er sich in der sonderbarsten Reihenfolge traditioneller Hutmoden fotografieren lassen; vom überlebensgroßen Cowboyhut zur Pelzmütze des Trappers, vom Stahlhelm der motorisierten Feuerwehr zum alt-





Zeichnungen: Reinhold Meier

modischen Strohhut des Mistbauern; sollte unser Kandidat so weit gehen, sich unter gebührendem Zeremoniell und zur Begleitmusik der Filmtomben zum Ehrenhäuptling eines Indianerstammes ernennen zu lassen, sein Haar mit Adlerfedern und sein Gesicht mit Kriegerfarben geschmückt, so ist die Katze aus dem Sack. (Unsere rothäutigen Brüder beklagen sich, daß diese Sitte zu weit führe; es gäbe zur Zeit der Wahlen oft mehr Ehrenhäuptlinge als Indianer.)

Angeln vor dem Fischzug

Es kommt der Tag, wenn alle Geheimnisteuer ein Ende nimmt und es zum offenen Kampf kommt. Sie irren sich aber, wenn sie glauben, daß der Kandidat nun seine Absicht in einer formellen Erklärung der Öffentlichkeit preisgibt. O nein, er bewaffnet sich mit einer Angel und geht fischen, damit ist alles gesagt. Einst schien es, als ob das Golfspielen das Angeln aus dem politischen Feld verdrängt hätte, aber das erwies sich als trügerisch. Selbst als Präsident Eisenhower, der ein begeisterter Golfspieler ist, bekanntgab, daß er nicht beabsichtige, sich aufs neue um das hohe Amt zu bewerben, begab er sich nicht auf den Golfplatz, sondern zum Forellenfischen. Das war politisch viel bedeutsamer als selbst Mrs. Eisenhowers Reise nach Genf.

Der Angelsport ist eine äußerst ernste Angelegenheit im Leben eines Wahlkandidaten. Das politisch ideale Angelgerät ist ein selbstgemachter Haken an einer Weidenrute und eine Tasche voll von Würmern. Eine teure Ausrüstung pflegt als undemokratisch angesehen zu werden, aber es hat sich herumgesprochen, daß eine mehrteilige, ausziehbare

Angelrute mit Metallgliedern und mechanischer Rolle heutzutage statthaft ist. (Schließlich wäre es undiplomatisch sich mit den Fabrikanten von Angelruten zu verfeinden.)

Hat unser Kandidat sich nun als Angler bewährt, so kann er an die Auswahl seines besonderen politischen Steckenpferdes gehen. Er muß gegen irgend etwas den Kampfaufnehmen – womöglich gegen etwas, das nicht wahlberechtigt ist. Anti-Kommunismus genügt nicht mehr, das ist selbstverständlich. Auch Gangster und Alkoholiker sind schon lang nicht mehr sensationell genug. Nein, das Neueste ist die Korruption der Regierungsbeamten. Jeder hoffnungsvolle Kandidat sucht eifrig nach Beweisen, daß Bestechung und Nepotismus an der Tagesordnung sind. Hier ist Vorsicht geboten, denn was vor den Wahlen Korruption genannt wird, heißt Gönnerschaft, wenn man selbst im Amt ist.

Daß es ganz katastrophal ist, die hier geschilderten Spielregeln der Kandidatur unbeachtet zu lassen, beweist das traurige Beispiel von Adlai Stevenson bei den letzten Präsidentenwahlen. Er trug einen gewöhnlichen Hut, besaß keinen Hund, und wenn er je angelte, dann muß er es heimlich getan haben – er wurde nicht gewählt!

Ich hoffe sehr, daß es mir gelungen ist, dem Leser zu einem besseren Verständnis des amerikanischen Kandidatenwesens zu verhelfen. Ich würde jedem Nichtamerikaner raten, während der nächsten Monate selbst den exzentrischsten Amerikaner nicht für verrückt zu halten, solange es nicht einwandfrei feststeht, daß er nicht etwa ein Wahlkandidat ist.

Deutsch von Katharina Gelow

Schon als Kleinkind empfand es Dieter-Wolfgang als zutiefst beschämend, daß man ihn mit einem so veralteten Fahrzeug wie mit einem Kinderwagen beförderte. Seine Schreie, die damals freilich noch niemand richtig zu deuten wußte, waren ein einziger bitterer Vorwurf an das Zeitalter der Technik, das sich mit diesem handgeschobenen Kinderwagen (ohne den kleinsten Hilfsmotor) in seinen Augen auf das Niveau der mittleren Steinzeit erniedrigte.

Wären seine Eltern nicht so konservative Spießbürger gewesen, hätten sie spätestens an Dieter-Wolfgang's erstem Geburtstag merken müssen, daß ihr Sohn nicht für die rückständige Fortbewegung mittels jener leistungsschwachen Hilfsmittel bestimmt war, die wir Füße nennen. Denn ehe der Kleine noch richtig sprechen lernte, zauberte das Geräusch von Motoren schon ein verzücktes Lächeln auf sein rosiges Gesichtchen, während ihm der Zwangsaufenthalt im Laufstall nur Töne des äußersten Mißfallens abnötigte. Füglich waren die ersten Worte, die über seine Lippen kamen, auch nicht „Mama“ oder „Papa“, sondern geheimnisvolle, undeutbare Laute, die sich anhörten wie „Autivauwi“ oder „Kackebenen“ oder „Isibilla“. Der erste Schrecken der Eltern über diese seltsame Eigenart ihres Sprößlings erwies sich jedoch bald als ebenso unbegründet wie die Konsultation mehrerer Psychiater, die noch dazu zu nichts geführt hatte.

Schon nach wenigen Wochen wurde die Aussprache des Knaben deutlicher, und es zeigte sich, daß ihm die überraschende Gabe angeboren war, selbst noch das entfernteste Motorengeräusch augenblicklich richtig zu identifizieren als ein „Auto Vauwe“, einen „Kapitän“ oder ein Motorfahrzeug von der Marke „Isabella“. Die Eltern gaben sich nun einem törichten Stolz hin, weil sie ihr Produkt daraufhin als etwas ganz besonders Wohlgelungenes erachteten. Leider versäumten sie selbst noch zu einem Zeitpunkt, da Dieter-Wolfgang bereits das kleine wie das große Einmaleins erlernt hatte und nicht müde wurde, tage- und wochenlang göttlich auf seine Erzeuger einzureden, ihm das zu geben, was der junge Mensch von heute nun einmal zum Leben braucht: ein preiswertes Zweiradfahrzeug zur motorisierten Fortbewegung.

Ein solches lehnte chromblitzend und verheißungsvoll erst am Geburtstagstisch des Knaben, als er das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte und damit über den zweirädrigen Stand der menschlichen Entwicklung längst hinausgewachsen war. Aber was wußten diese Eltern schon von der Psyche ihres Kindes? Sie nahmen sein mißmutiges Um-den-Häuser-block-Knattern mit frisiertem Motor als jubelnden Ausdruck kindlicher Dankbarkeit und überlegten erst, als er das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, ob sie nicht nunmehr doch langsam damit beginnen sollten, Geld für den späteren Erwerb eines Kleinautos zurückzulegen, wobei sie den Kauf im Geiste für das zwanzigste oder einundzwanzigste Lebensjahr ihres Filius' terminierten.

Um diese Zeit trat bei Dieter-Wolfgang eine überraschende Wandlung ein. Das mürrische Wesen des Knaben begann sich plötzlich aufzuhellen, die labilen Nerven gewannen an Festigkeit, und trotz gleichbleibend unbefriedigenden Leistungen in der Schule stärkte sich sein Selbstvertrauen in einem Maße, daß die Eltern ernsthaft eine politische Karriere für ihn ins Auge zu fassen begannen.

Da geschah das Unfaßliche. Der Siebzehnjährige wurde eines Nachts dabei überrascht, wie er mit einem schnittigen Sportkabriolett im nachts stillen Hof der Landesversicherungsanstalt zwischen blühenden Geranienstöcken Slalom fuhr. Der Alkohol, dem er bis nahe an die zulässige Promillegrenze zugesprochen hatte, stimmte ihn froh und friedlich, so daß er auf das höfliche Befragen eines Polizeibeamten ebenso höflich wie bereitwillig zugab, daß dies beileibe nicht sein erster Wagen war, den er nächtlicherweile entliehen und bis auf den letzten Benzintropfen leer gefahren hatte.

Um detaillierte Angaben gebeten, wies er an Hand eines mit minutiöser Genauigkeit geführten Fahrtenbuchs weitere siebenundvierzig Autos verschiedenster Baujahre und Modelle nach, die ihm im Laufe des letzten Jahres dazu gedient hatten, das schwere Verhängnis seiner Eltern wettzumachen. Der rasch hinzugezogene Amtsarzt, ein Spezialist für jugendliche Autoneurosen, bestätigte mit dünnen Worten, was zu vermuten stand: daß hier wieder einmal nur die entschlossene Selbsthilfe eines jungen Menschen die chronische Verhärtung eines latenten, von der unbegreiflichen Borniertheit welt- und zeitfremder Eltern verursachten Seelenschadens im letzten Augenblick verhindert hatte.

Natürlich Heulen und Zähneklappern, als das schuldige Elternpaar dann vor dem Richter stand. Nur die Tatsache, daß der Vater sich ein Leben lang gut geführt und auch die Mutter keine Vorstrafe aufzuweisen hatte, ließ den Richter nach eindringlicher Ermahnung zu dem geradezu unbegreiflich milden Urteil kommen, das den Eltern zwar die volle Schuld für die nächtlichen Autofahrten ihres Sohnes mit entliehenen Wagen zusprach, ihnen die Erziehungsberechtigung jedoch nicht aberkannte, wie es der Staatsanwalt in seinem Plädoyer verlangt hatte.

Gerd Angermann

Boxcar Betty – Amerikas seltsamste „Queen“

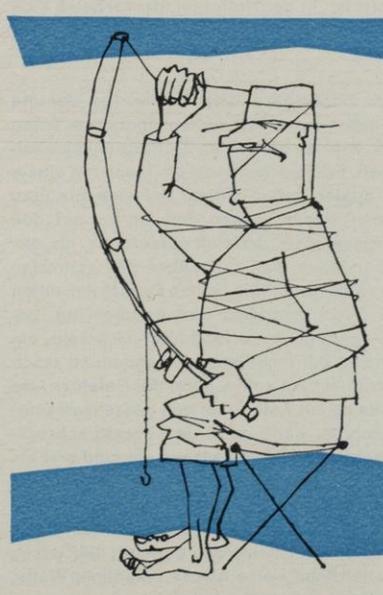
Kaum jemand kennt ihren wahren Namen, doch als Boxcar Betty ist die Königin der Tramps in ganz Nordamerika bekannt. Schlagfertig und humorvoll, nie um eine Antwort verlegen, ist sie eine willkommene Persönlichkeit vor den Fernsehkameras der Neuen Welt, wenn Interviews mit „Originalen“ auf dem Programm stehen. Gewöhnlich hat Boxcar Betty dabei das letzte Wort... Doch sie meistert auch die Feder, und ihre Gedichte schmücken zuweilen die Seiten der „Bowery News“, dem Leitblatt der amerikanischen Hobos, wie man hier die Landstreicher nennt.

Die resolute, wanderlustige Amerikanerin war einst – lang ist es her – „ein Kind aus gutem Haus“. Doch als ihre Mutter starb, verließ Betty, die Bankierstochter, das elterliche Haus in Long Island, denn die weite Ferne lockte sie. Ihren Reisen auf den Güterwagen, den „Boxcars“, verdankt sie ihren ungewöhnlichen Beinamen. Wohl wird Boxcar Betty zuweilen wegen Landstreicherei für kurze Zeit zu einem „Urlaub auf Staatskosten“ veranlaßt, doch sie benutzt diese nicht unwillkommene Periode der Muße, um – wie sie sagt – „meinen Dress zu ‚bügeln‘, unter der einzigen Matratze, mit der ich in Berührung komme...“

Seit fast einem halben Jahrhundert bereist Boxcar Betty auf diese sehr ungewöhnliche Weise Nordamerika – „gratis und umsonst!“ Und als frei gewählte „Königin der Tramps“ präsidiert sie über den großen Hobo-Ball im sonnigen Palm Springs, an dem auch wohlhabende Zeitgenossen teilnehmen dürfen, vorausgesetzt, daß sie als Tramps gekleidet erscheinen!

Bettys ungewöhnliches Leben macht ihr heute so viel Spaß wie einst. Immer noch lockt sie die weite Ferne, und ihr ungebundenes Dasein hat für sie nichts von seinem ursprünglichen Zauber eingebüßt.

M. Minstrel



Die Schuld der Väter



Christian Geißler, ein junger Mann des Jahrgangs 1928, hat etwas auf dem Herzen, ihm brennt etwas unter den Nägeln, unter der Haut: ihn bedrückt, daß die jüngste Vergangenheit unseres Volkes verschwiegen wird; er ist empört über die Unwahrhaftigkeit unserer Gegenwart, die aus dem Verschweigen kommt; ihn erregt die Unglaubwürdigkeit der älteren Generation; er ist besorgt um die Zukunft dieses Landes, die von der Antwort auf die Fragen der Vergangenheit mitbestimmt wird. Christian Geißler ist zornig auf die Generation der Väter. Er setzt sich hin und schreibt ein Buch und nennt es „Anfrage“. Er besteht nicht darauf, sein erstes Buch einen Roman zu nennen. Dennoch ist es ein Roman; zugleich aber eine Kampfschrift, ein Bildersturm, eine Dokumentation. Angriff, Beweismaterial und Erzähltes sind ineinander verwoben.

Unbekümmert um literarische Formen, künstlerische Gesetze greift er die Generation der Väter direkt an. Das spricht für die verzweifelte Bedrängnis dieses jungen Mannes. Es geht ihm, in diesem Buch, nicht um Kunst, nicht um Überhöhung, Transparenz, sogenannte ewige Werte; es geht ihm unmittelbar um die gesellschaftliche Wirklichkeit unseres Volkes, um unsere Demokratie. Um ihretwillen sucht er den Streit, „da anders ja heute niemand mehr munter wird. Und munter werden in dieser Sache ist, scheint mir, lebenswichtig für uns.“ Für uns alle! Außerdem gehört ein solcher Streit zu den lebensnotwendigen Funktionen einer Demokratie. Herausfordernd und direkt fragt Geißler die Erziehungsberechtigten, die Väter, Lehrer, Priester, Richter, Offiziere, Beamten, Politiker: Was habt ihr getan zwischen 1933 und 1945? Ihr habt geschwiegen: ihr habt überlebt. Warum schweigt ihr auch heute noch? Warum sagt ihr nicht: „Ich bin schuldig. Ich bitte das Gericht, den Antrag der Verteidigung auf Zuerkennung des Paragraphen 51 abzulehnen. Ich bin damals voll zurechnungsfähig gewesen, und ich bin es heute. Ich bin schuldig. Es ist besser für einen Sohn, er hat einen schuldigen Vater, der seine Schuld kennt, als er hat einen nicht zurechnungsfähigen Vater.“

Was Geißler der Generation der Väter vorwirft, wessen er sie beschuldigt, was er als Zitat in seinem Roman verarbeitet, das weist er in einem Anhang dokumentarisch zuverlässig nach. Dort tauchen dann ein Plakattext gegen die Juden aus dem Jahre 1939 auf, ein Leit-spruch aus einem Buch des heutigen Plesse-verlages, das Hirtenwort eines katholischen Feldbischofs aus dem Jahre 1941 („Dieses starke und verpflichtende Erlebnis eines Einsatzes im Osten...“), das Gebet für den Führer, das Reichskonkordat zwischen Hitler und Rom, Herrn Globkes Kommentar zu den „Nürnberger Gesetzen“, der „Reichsruf“ (DRP) unserer Tage, die „Deutsche Soldatenzeitung“ und vieles mehr, was man gern verschweigen, vergessen möchte oder nicht berichten will. Die Dokumente schlagen zu: hart, präzise, ohne Kommentar. Erinnert euch doch endlich! sagt Geißler, erinnert euch, macht die

Augen auf, ihr seid verantwortlich! Aber der Zorn auf die Väter hat den Sohn nicht blind werden lassen.

Denn Christian Geißler kann schreiben, das beweist der Roman, in dem Kampfschrift und Dokumentation verwoben sind. Die Hauptfigur ist ein junger Physiker, Röhler, der – nach Meinung seiner Putzfrau – aussieht wie ein Selbstmörder. Sein Vater war SA-Sturmführer, ein gläubiger Nazi, der in den letzten Kriegstagen vermißt wurde (wie der Vater Christian Geißlers). Röhler deckt Vergangenes auf: er sucht einen Juden, der dem SS-Massaker entfliehen und sich unter falschem Namen in der westdeutschen Stadt verbergen konnte. Er lebt noch immer. Aber er stirbt, bevor Röhler ihn gefunden hat. Statt dessen begegnet er einem überlebenden Regierungsassessor, der ihn zurechtweist und sagt: „... wir verscherzen uns auf diese Weise beste internationale Sympathien.“ Er begegnet einem Studienrat, der zusammenbricht und sagt: „Aber mein Gott, ich kann nicht mehr! Ich-kann-nicht-mehr!“ Er begegnet einem Landtagsabgeordneten, der ihn belächelt und sagt: „Sie sollten Ihre Hartnäckigkeit auf lohnendere Ziele richten. Was verpufft da für Energie!“

Geißler hat der Hauptfigur, die trotz allem an eine Heilung glaubt, eine andere gegenübergestellt, einen idealistisch Verzweifelten, der die Rettung im Kommunismus sucht. Er tat es vorbeugend, damit ihn niemand als einen Kommunisten verschreien könne, was ja bei uns zu einem beliebten Sport geworden ist. Und so, von Station zu Station durch die Gegenwart, in der die Mörder noch immer leben und die Gleichgültigen, die Ohnmächtigen und die Gutwilligen, steigt der wissenschaftliche Assistent Röhler Stufe für Stufe in die Vergangenheit hinab, bis er alles weiß, bis er das Bild der Geschehnisse vor sich und die Väter entlarvt hat, bis er sagen kann: ihr seid schuld, daß ich mich schäme, ein Deutscher zu sein. Wir sind eine Generation ohne Väter. Geißler fordert unmißverständlich Klarheit statt Vernebelung, präzise Begriffe statt Schlagworte, Denken, Nachdenken, Erkenntnis statt Halb- und Falschgedachtes und Gefühligkeit, Zivilcourage statt Heroismus. Er fordert es erbarmungslos um der Heilung willen.

Die „Anfrage“ von Christian Geißler ist ein erstaunliches Erstlingswerk, eine Dokumentation von hoher Beweiskraft, eine Kampfschrift aus der Empörung und Ehrlichkeit des Herzens, ein Roman, der für eine beachtliche Begabung zeugt, die zu erzählen und Menschen darzustellen versteht. Ein notwendiges Buch voll explosiver Kraft. Ich zweifle nicht daran, daß besonders junge Menschen danach greifen werden.

Paul Schallück

(Christian Geißler: Anfrage, Claassen-Verlag, Hamburg, 1960, 250 Seiten, DM 12,80)

Plötzlich kam die Erinnerung

Leseprobe aus dem Roman von Christian Geißler

Sich erinnern ist nicht immer ein Vergnügen. Weiße, griechische Zimmer sind, der Vorstellung nach, meistens vergnüglicher, auch für Köhler. Aber Erinnerungen abwerfen wie Lasten, ist in jedem Fall unklug. Wenn sie liegenbleiben und niemand sie aufnimmt, werden sie in Fäulnis geraten und stinken, Geier werden sich sammeln, die Luft zum Atmen wird schon bald knapp sein. Erinnerungen sind verderblich wie frisches Fleisch. Soll man sie also begraben, schön tief! Das ist ein beliebter Vorschlag, jedoch wer ihn macht, übersieht, daß man nur das begraben kann, was man zuvor geliebt hat, an dessen Tod man noch Teil hat.

Nur schlechte Hunde und räudige Schweine begräbt man ohne Anteilnahme, man vergräbt sie, scharft sie ein. Das sollte man mit Erinnerungen nicht tun, es sei denn, man verachtet sie, was aber heißt, daß man sich selber verachtet.

In der Nacht des 25. November 1942 wurde die Gorgopotamos-Eisenbahnbrücke, eine der wichtigsten Brücken auf der Strecke Saloniki-Athen, von griechischen Partisanen erfolgreich angegriffen und zerstört. Diese Brücke hatte nach Ansicht von Experten für den Verlauf der Kampfhandlungen im Mittelmeerraum große Bedeutung; etwa achtzig Prozent des Nachschubes für das Deutsche Afrika-Korps sollen damals auf der Eisenbahn durch Griechenland transportiert worden sein.

Die Leute, die diese Aktion durchführten, waren zwar schwach an Zahl, schlecht ausgerüstet und seit Wochen und Monaten unzureichend ernährt, aber, und das mochte ihnen trotz aller Widerstände die Kraft gegeben haben zu handeln, sie waren beneidenswerterweise von der klaren Vorstellung durchdrungen, im Recht zu sein, denn sie verteidigten ihr eigenes Land gegen unbekannte, gewalttätige Leute, die dieses Land besetzt hielten. Das ist ein einfaches, richtiges und daher sehr hilfreiches Denkschema, wenn es darauf ankommt, Blut zu vergießen – aufrichtiger immerhin als die aufsässigen, epidemisch triebhaften Denkkonstruktionen, mit Hilfe derer die neuen Herren im Lande ihre Gewalt zu legitimieren suchten.

Noch vor Tagesanbruch war alles vorüber. Die Brücke lag geborsten zwischen weißem Geröll, die Männer, die die Tat ausgeführt hatten, tauchten in der Dunkelheit und in der Wildnis der Berge rasch unter, flüchteten tage- und nächtelang und kamen davon; einer von ihnen mußte sich allerdings selbst erschießen, da er infolge einer schweren Verwundung – man hatte ihm die Lunge zweimal durchschossen – nicht weiter mehr flüchten konnte. Und er erschoss sich in Hörweite eines der kläglichen Bergdörfer, in der Hoffnung, dort würden sich später wohl Leute finden, ihn anständig zu begraben.

Als die Sonne am andern Tag herrlich klar und angenehm warm fast mitten über dem Toten stand, kam es drüben im Dorf zu ängstlichen Szenen. Frühmorgens war ein Mann mit einem Esel, später, gegen Mittag, war eine alte Frau mit den sieben Ziegen des Dorfes auf den Toten gestoßen, der sich vorsorglich, als das noch möglich war, quer über den schmalen Weg gelegt hatte. Die beiden Passanten hatten jedoch von dem, was dort draußen lag, geschwiegen, denn sie fürchteten sich sehr, ein Umstand, der ihnen von niemandem so rasch verübelt werden sollte, denn die Gefahren, die damals so ein Toter über das ganze Dorf bringen konnte, waren groß und überall schrecklich bekannt. Also schwiegen sie, und erst als ein Junge, der gegangen war, Salamander zu fangen, den Toten fand, kam das Dorf in Bewegung, denn Jason, der Junge, war mit der Jacke des Toten zu seinem Vater gerannt; die Pistole, diese herrliche, kleine, blanke, männliche Waffe, behielt Jason heimlich bei sich.

Der Vater zeigte die Jacke dem Großvater, der Großvater rief einen Freund, der rief seine Frau, die allgemein im Dorf sehr geachtet war, und die Frau sagte, daß man den Toten begraben müsse; es sei nützlich, je eher, je besser, und es sei anständig und darum nicht zu umgehen. Tote soll man begraben, bevor die Sonne untergeht.

Die Männer zögerten noch. Sie hatten an der Jacke erkannt, daß der Tote zu den Elsas-Leuten gehört hatte; Elsas war damals eine Gruppe im Lande, die auf Grund der Unerbittlichkeit ihres patriotischen Eifers schon über manches Bergdorf Elend und Tod gebracht hatte. Aber der Frau war es gleichgültig, ob Elsas, Edes oder Ekka – der Mensch da draußen war tot und wollte zurück in die Erde.

Sie trank also Wein, aß Brot dazu und ging, da niemand sie begleiten wollte, allein nach draußen vors Dorf, dorthin, wo der Tote lag. Es war ihr nicht möglich, in den steinigen Bergboden ein Grab zu graben, darum packte sie die starren Arme, schleppte den leblosen Mann eine Stunde weit fort in unwegsames Gestrüpp und häufte dort mühsam mit beiden Händen zahllose Steine über den Leichnam.

Als sie zurück in das Dorf kam, war die Sonne groß, goldgelb und ruhig. Aber hinter einer Mauer im Schatten von Maulbeerbäumen standen sechs feindliche Soldaten, in ihrer Mitte Jason, der Junge, schon mit zusammengebundenen Händen; man hatte bei ihm die kleine Pistole gefunden; er hatte geschossen, ohne sein Ziel zu erreichen.

Die alte Frau wurde gefangen und gefragt. Sie sagte, sie habe einen Toten begraben, aber sie sagte nicht wo. Da die Soldaten den Auftrag hatten, in Erfahrung zu bringen, wer in der Nacht die Brücke zerstört hatte, und sie von der Auffindung des Toten sich einen wichtigen Hinweis erhofften, fragten sie peinlich weiter und schlugen am Ende versehentlich die alte Frau tot, denn auf übliche Weise zu leben, und folglich, daß alte Leute gebrechlich sind, war ihnen nicht mehr bekannt.

... Jugend! Jugend! Träger der kommenden Taten...

Die Dorfleute hockten indessen in dunklen, niedrigen Kammern und ängsteten sich.

Jason mußte auf seinen Tod noch ein Weilchen warten. Er war vierzehn Jahre alt, klein, gesund, noch halb erst ernst, außerordentlich erschrocken und, insbesondere nach dem Tode der alten Frau, sehr allein zwischen den großen, lauten, tatkräftigen jungen Männern, deren Sprache er nicht verstand. Aber er wußte, was sie mit ihm machen würden, und seine Angst war so groß, daß er wünschte, ein anderer, irgendeiner von seinen Leuten, würde auch noch so dastehen wie er. Er schämte sich erst über diesen Wunsch, als man den anderen dann brachte. Da die alte Frau nicht gesprochen hatte, war man böse auf ihren Mann und band ihm wie Jason die Hände zusammen.

Also wurden an diesem Abend im fernen Griechenland, als eben die Sonne untergegangen war, ein sehr alter Mann und ein Junge, jeder mit einem Strick, den er selber herbeischaffen mußte, gehenkt – und da die Lichtverhältnisse es eben noch zuließen, machte einer der siegreichen Soldaten rasch einen Schnappschuß (die Kamera war ein Konfirmationsgeschenk): die hängenden Toten und drunter lachend zwei Kameraden, ja, lachend; das Bild liegt heute noch vor! Und lachen am Tod vorbei.

Die Geschichte des Tiefseetauchens

Leben und Weben in unseren heimischen Gewässern ist kein Rätsel mehr. Jenseits der wenigen Meter, in die der Mensch hinabtauchen oder seine Netze hinablassen kann, beginnt eine Welt, die uns heute noch weniger bekannt ist, als die Urwälder des Amazonas und die Eiswüsten um den Südpol. Es sieht fast so aus, als würde der Mensch eher den Mond erobern, als daß es ihm gelänge, einen kurzen Blick in die tiefsten Wassergründe seiner Erde zu tun! Das ist absurd, denn angesichts der rapiden Zunahme der Erdbevölkerung verweisen die Ernährungswissenschaftler immer wieder auf die Tatsache, daß das Meer den Hauptteil der belebten Natur birgt und höchstwahrscheinlich mehr Lebensmittel liefern könnte als das Land. Ein Ozeanograph sagt: „Das Meer ist ein irdischer Raum, der nicht weniger wichtig ist als der Weltraum.“ Der Tiefsee blau dämmerndes Licht hat bisher nur eine Handvoll Menschen gesehen.

Weltberühmt wurden 1934 die beiden Amerikaner Beebe und Barton. Mit einer Tauchkugel am Seil erreichten sie die damals unvorstellbare Tiefe von 923 Meter. Aber dieses Wagnis war im Grunde nur ein Spähruppenunternehmen, wenn man bedenkt, daß die Ozeane durchschnittlich 3800 Meter tief sind, und die größte gemessene Meerestiefe etwa 11000 Meter beträgt. Eins zeigt sich bei diesen Forschungsunternehmen klar: sie waren ein Spiel mit dem Tode. Das mächtige Seil, an dem die Gondel hing, schwankte bedrohlich hin und her und drohte die Kugel zu zerschmettern. In dieser Phase tritt Professor Piccard auf den Plan. Er besorgt sich die Aufzeichnungen der beiden Amerikaner und studiert sie. Eine neue Welt erhebt vor seinen Augen. Dann packt ihn die Idee, seine Rekordfahrt in die Höhe, in die Stratosphäre, mit umgekehrten Vorzeichen fortzusetzen. In ihm dämmert ein großartiger Gedanke: „Man müßte . . . ja, man müßte die Tauchkugel an eine Art Unterwasserballon hängen . . .“ Ein flüchtiger Gedanke nur, der Piccard in den Sinn kommt. Aber ein Gedanke, der ihn nicht mehr verläßt. In langen Studien reift sein Plan: „Ein Tiefseeballon muß Ballast mit sich führen. Dieser Ballast muß insgesamt schwerer sein als das Wasser, das das Tauchschiff verdrängt. Unter diesen Voraussetzungen sinkt das Schiff in die Tiefen des Meeres. Will man wieder aufsteigen, wirft man Ballast ab, damit das Tauchschiff leichter als das von ihm verdrängte Wasser wird. Das Tauchschiff müßte aus zwei Teilen bestehen: dem eigentlichen Tiefseeballon und der Tauchkugel. Mit Hilfe kleiner Motoren könnte man sich sogar unter Wasser langsam fortbewegen, um den Verlauf der unterseeischen Landschaften zu studieren.“ Aber erst 1948 ist die Zeit reif, den fanatisch geliebten „Bathyscaph“-Plan zu verwirklichen. Im November 1948 beginnt das erste unbemannte Probetauchen vor der nordafrikanischen Küste. 1400 Meter Tauchtiefe jubeln die Forscher! Aber beim Hochhieven beschädigt die tobende See das millionenteure Tauchboot; durchlöchert liegt es an Deck des Begleitschiffes. Die Reaktion des 65jährigen Piccard ist bewundernswert: „Wir müssen noch einmal anfangen!“

Noch immer – seit 1934 – gilt der 923-Meter-Tauchrekord von Beebe und Barton. Im Winter des Jahres 1948 hält Piccard ein Telegramm in der Hand: Dr. Barton hat bei den Bermudas 1360 Meter Tiefe erreicht.

1952 – die Italiener stellen Mittel zum Bau eines neuen „Bathyscaph“ zur Verfügung – geht die Arbeit weiter. In der Nähe von Rom entsteht ein neues „Tiefenschiff“. Es ist genial durchdacht: Der Tauchapparat ist völlig kabelfrei und besteht aus einem Steigkörper, der Gondel und dem Tauchgewicht. Der Steigkörper ist von Schotten in Kammern unterteilt und wird mit 32000 Liter Benzin gefüllt. Er ist das „Trumpf-As“ der neuen Piccardschen Tauchkugel. Benzin nämlich ist pro Liter fast 300 Gramm leichter als Meerwasser, bei 32000 Litern Benzin sind das runde 10 Tonnen Auftrieb! Sie spielen in dem Moment, wo die



Die drei Tauchversuche mit der unter dem Schwimmkörper „TRIESTE“ befindlichen KRUPP-Kugel

Kugel wieder nach oben steigen soll, die entscheidende Rolle und ziehen sie zur Oberfläche, ersetzen also das gefährliche Seil. Um aber beim Abstieg auf den Meeresboden diesem enormen Auftrieb entgegenzuwirken, werden der Kugel unten schwere Metallgewichte angehängt, die durch Elektro-Magnete gehalten und auf Knopfdruck z. B. beim Aufstieg oder im Gefahrenfall abgeworfen werden.

Die eigentliche Gondel bietet zwei Personen sowie der umfangreichen wissenschaftlichen und technischen Ausrüstung Platz. Zwei druckfeste Schaugläser und starke Scheinwerfer sollen die gespenstische Szenerie am Meeresboden sichtbar machen, Schmalfilmgeräte werden jede Phase des Vorstoßes in die Tiefe aufzeichnen. Die Welt ist überrascht: Jacques Piccard, der 30jährige Sohn, ist bei den neuen Tauchversuchen mit von der Partie; er ist als Wissenschaftler bereit, das Erbe seines Vaters zu übernehmen. Im September 1953 geht die erste Erfolgsmeldung durch die Weltpresse: „... vor der Insel Ponza im Tyrrhenischen Meer . . . 3150 Meter . . . erzielt durch Auguste und Jacques Piccard . . .“

Der Bericht, den beide aus der neuentdeckten unterseeischen Welt geben, ist sensationell: Die Planktonorganismen, winzig kleine Lebewesen des Meeres, sanken von der warmen Oberschicht wie ein Schneesturm an den dik-

ken Quarzglasscheiben vorbei. Je tiefer die Kugel gelangte, desto öfter wechselte die Beleuchtung; und die Lichtstärke nahm ständig ab. Bevor das Licht völlig verschwand, herrschte ein tiefes Blau. Bereits in einer Tiefe von einigen zehn Metern, wo die roten Strahlen so gut wie ganz fehlen, erschienen rote Krabben vor dem Fenster samt schwarz. In 500 Meter Tiefe drang kein Lichtstrahl mehr nach unten, und das Pflanzenleben hörte so gut wie ganz auf. Noch tiefer: Ewige Finsternis, gleichbleibende Kälte hätte das Wasser längst gefrieren lassen, wenn der hohe Salzgehalt es nicht verhinderte. Die Tauchkugel drang in eine unwahrscheinliche Welt. Strahlende Gespensterfische huschten an der Scheibe vorbei. Oftmals gab es ein richtiges Feuerwerk: blauviolette Punkte blitzten auf, rote Laternen schwankten umeinander, und grüne Fäden schossen durch die Wassernacht. Da war ein regelrechtes Feuergefecht im Gange.

Um weiter in diese märchenhafte Welt vorzustoßen, müssen die Piccards ihre Tauchkugel erneut verbessern und verstärken. Um den tiefsten Meeresgrund zu erreichen, brauchen sie eine Tauchkugel, deren Oberfläche der ungeheuren Belastung von 170000 Tonnen – das entspricht dem Gewicht von vier Schlachtschiffen! – gewachsen ist. Im Herbst 1958 beauftragt Professor Piccard die Firma Krupp

mit dem Bau dieser Super-Tauchkugel. Von Sportgeist und dem Bewußtsein erfüllt, durch den Bau dieser Tauchkugel etwas schaffen zu können, was noch nie da war, arbeitet eine Gruppe von Arbeitern und Ingenieuren des seit 150 Jahren für die Qualität seines Stahls weltbekanntesten Unternehmens Tag und Nacht. Aus Chrom-Nickel-Molybdän-Stahl hergestellt, durch ein besonderes Warmbehandlungsverfahren auf allerhöchste Festigkeit gebracht, steht die weißlackierte, bei einer Wandstärke von zwölf Zentimetern und einem Außendurchmesser von 2,10 Metern rund zwölf Tonnen schwere Tauchkugel schon fünf Monate später in einer der Essener Werkhallen von Krupp fertig zur Abnahme. Im November 1959 taucht Jacques Piccard bei einer „Generalprobe“ auf Antrieb 5668 Meter tief. Anfang Januar 1960 geht er auf 7300 Meter Wassertiefe. Am 23. Januar 1960, diesem für Wissenschaft und Technik so denkwürdigen Tag, erfolgt dann der Vorstoß zum tiefsten Meeresgrund. Doch zwölf Zentimeter Stahl bewahren Jacques Piccard vor allen Gefahren: Die Kugel widersteht der Belastung durch den gewaltigen Wasserdruck und kehrt nach Ballastabgabe heil an die Wasseroberfläche zurück. Das Tor zu den Abgründen der Weltmeere ist aufgestoßen, der Weg zu ihren Geheimnissen ist frei! Ing. Karl Heinz Fonck



Aus „Jemand klopft an die Tür“



Aus dem Filmmusical „Marktplatz“

3. Arbeiterfilmwoche in Stockholm

Das Internationale Arbeiterfilminstitut (ILFI), vom Internationalen Bund freier Gewerkschaften und der Internationalen Volkshausvereinigung 1953 gegründet, hatte für Ende Mai zur 3. Arbeiterfilmwoche nach Stockholm eingeladen, wo sich in dem schönen neuerbauten Volkshaus 60 Delegierte aus 15 Ländern trafen. Eingesandt waren 150 Filme, von denen rund 50 vom vorbereitenden Gremium zur Vorführung ausgesucht wurden. Es war eine Filmwoche ohne den bei ähnlichen Filmwochen vorherrschenden Rummel. Es gab keine Stars und Starlets, keinen Streit um die Preisverteilung. Wenn es einen Star in den Filmen gab, so war es der arbeitende Mensch aus vielen Ländern der Erde. Wobei man bemerken muß, daß der Name des Instituts leicht zu der Annahme verleiten könnte, als ginge es den Trägern des Instituts nur darum, die Welt der Arbeit auf der Leinwand zu zeigen. Das wäre grundfalsch. Das Bestreben um den wertvollen und künstlerischen Film steht an erster Stelle. Das kam in den drei Referaten, die in Stockholm gehalten wurden, nachhaltig zum Ausdruck. Hans Gottfurcht, der frühere Leiter des ILFI, forderte in seinem Referat das Mitspracherecht der Gewerkschaften in der Filmindustrie. Nicht um damit die Freiheit der Filmschaffenden zu beschränken, sondern um den Trend zu guten und wertvollen Filmen zu verstärken. Heute ist der minderwertige Film fast die Regel, der gute Film die Ausnahme. Die Filmindustrie beruft sich darauf, daß sie dem Massengeschmack entgegenkomme, vergißt aber dabei, daß sie erst den schlechten Geschmack erzeugt hat. Man könnte der Ansicht der Filmindustrie den Ausspruch eines bekannten Filmregisseurs entgegenhalten, der über den Filmgeschmack des breiten Publikums sagte: „Wenn wir einmal zwei Jahre lang nur gute Filme zeigen könnten, so würde sich das Filmpublikum auch daran gewöhnen.“

Es war keine leichte Arbeit, die von den Delegierten zu erledigen war, zwar halfen ihnen Kopfhörer, daß sie, wo sie die Sprache nicht verstanden, in Schwedisch, Englisch, Französisch und Deutsch folgen konnten, aber meist acht Stunden am Tag Filme ansehen, das war manchmal hart.

Den schönsten Film gab es zur Eröffnung. Ein Filmmusical, das von dem bekannten Regisseur Per Gunvall im Auftrag der Schwedischen Genossenschaften gedreht wurde. Gezeigt wird in dem kleinen Farbfilm (Marktplatz) die heutige Jugend in den neuen Formen ihres Lebens. Es wird die Gefahr der Vermassung ausgesprochen und als Ausweg aus unserer unheilvollen Situation die Verbrüderung der Jugend der Welt gewiesen. In diesem Film stimmt alles: Farbe, Musik, Tanz, Fotografie und Regie. Die Texte waren in der Form der Verse von Bert Brecht.

Zwei Spielfilme

Es wurden nur zwei Spielfilme gezeigt. Leider erfüllte der im Auftrag des Instituts hergestellte Spielfilm „Jemand klopft an die Tür“ nicht alle Erwartungen. Gute Schnitte könnten ihn vielleicht retten. Man beging den Fehler, zuviel Probleme in einem Film meistern zu wollen. Der Film, der sehr gut anfängt – und überhaupt gut fotografiert ist –, erweckt den Eindruck, als hätten dem Regisseur Alexandre Szombati zu viele Leute in seine Arbeit hineingeredet. Hier wurde vergessen, daß aus der kleinen Begebenheit eines gestohlenen Fahrrads und einer heimlich ausgeliehenen Straßenbahn zwei Meisterwerke des Films entstanden sind. Daß Szombati viel kann, bewies er mit zwei kleinen Filmen, die am Ende der Filmwoche gezeigt wurden.

Der zweite Spielfilm kam aus England. „The man upstairs“ (Der Mann von oben) zeigte einen Menschen, der durch Unvorsicht einen anderen Menschen zu Schaden gebracht hat. Darüber wird er geistesgestört. Er ist allein mit seiner Last. Niemand ist vorerst bereit, ihm zu helfen, bis dann die vielen Bewohner des Appartementshauses durch einen hohen Polizeibeamten überzeugt werden, daß man den Mann nicht allein lassen darf. Der Film fand leider nicht viel Beifall.

Kleinere Filme

Ein französischer Film, in dem gezeigt wurde, was mit den Lohnabzügen der Arbeiter für die Sozialversicherung geschieht, brachte sehr ge-

konnt Kinderheime, Kindergärten, Krankenhäuser und Ferienreisen der Arbeiter auf die Leinwand, die aus den Abzügen entstanden. Gute Fotografie, mit viel Humor. Vielleicht beispielgebend.

Mit trockenem Humor brachten die Engländer den Arbeitstag eines Postbeamten hinter seinem Schalter. Wären alle Filme so gewesen, man hätte nicht Zeilen genug, um das Lob der Filmwoche aufzuzeigen. (Unser Kollege von der Postgewerkschaft verlor lange Zeit das Schmunzeln nicht und machte sich eifrig Notizen.)

Deutsche Filme

Drei deutsche Filme fanden besonderen Beifall, insbesondere die 5. Folge der vom DGB herausgegebenen „Perspektiven“, die sich diesmal mit den Feinden der Demokratie befaßten.

Ferner lief der im Auftrag des Verbandes der Deutschen Konsumgenossenschaft gedrehte Film über Indien, „Die auf Steinen schlafen“, der ein erschütterndes Bild der Lage in Indien aufriß. Ein guter und mahrender Film, der uns aufruft, dieses Land und seine Menschen nicht zu vergessen.

Der dritte Film, von zwei jungen deutschen Amateuren gedreht, „Israel“, zeigte die Pionierarbeit der jungen Israelis, die Gefahren und Beschwerden unter denen in diesem Lande gearbeitet wird. Ich sah selten in einem Film so viele fröhliche Menschen.

Ferner wurden drei Trickfilme aus Deutschland gezeigt, wobei man dem der IG Chemie unbedingt den Vorzug geben muß. Geschildert wird in spritziger Art die heimliche Preistreiberie. Die zwei Trickfilme der IG Metall waren nicht schlecht, erreichten aber nicht die Güte von „Samstags gehört Vati mir“, bei dessen Aufführung in Deutschland das Filmpublikum in Beifall ausbrach.

Ein langer und guter Farbfilm (eine Augenweide in Farben) zeigte den Wiederaufbau des durch den Krieg zerstörten Nordfinland. Aus Malaya kam ein gut gemachter Film über den Aufbau einer Fischereigenossenschaft mit schönen und fremdartigen Menschen. Drei längere Dokumentarfilme schilderten die An-

fänge der Arbeiterbewegung in Belgien, Schweden und das Leben des französischen Arbeiterführers Jean Jaurès. Trefflich untermauert von historischen Dokumenten und Holzschnitten von Frans Masereel. Viele junge Menschen sollten sie ansehen, um zu erfahren, wieviel Kampf und Opfer nötig waren, um die Mündigkeit und heutige Stärke der Arbeiterparteien und Gewerkschaften zu erreichen. Schweden lieferte einen künstlerisch vollendeten Film über das Problem der sogenannten Halbstarke unter dem Titel: „Was sollen wir machen?“ Ratlosigkeit vieler junger Menschen, Unverständnis der Eltern und Älteren treiben sie in Dinge, die sie bei mehr Verständnis vielleicht nicht tun würden. Keine Verurteilung der Jugend, aber die Mahnung an die Erwachsenen, ihnen als wirkliche Freunde zur Seite zu stehen.

Viele kleine Filme mit Einzelschicksalen wurden gezeigt, Arbeiter, die umgeschult werden, ihre alte Drehbank nicht verlassen wollen, durch das laufende Band übernervös werden. Wichtig und notwendig sie alle. Wer kann schon behaupten, daß er die Gefühlswelt der arbeitenden Menschen genau kennt? Jeder hat sein Einzelschicksal mit seinen Freuden, Nöten und Sorgen. Gerade in diesen kleinen Filmen, deren Themen Filmkünstler in die Sphäre der Filmkunst erheben können, lag die besondere Bedeutung der Filmwoche für ferneres Schaffen.

Es geschah nicht von ungefähr, daß auch die Fernsehfilme angesprochen wurden, weil hier die Masse der Zusehenden und Zuhörenden von Tag zu Tag wächst und die Möglichkeit eher als in der Filmindustrie gegeben ist, auf die Programme und die gezeigten Filme einzuwirken. Hier wird das Problem der Menschenbildung unter Einschluß der Filmfrage zu einer wichtigen politischen Frage. Die Leiter des Instituts werden sich sehr bald mit den Fragen des Fernsehens befassen.

Alles in allem – eine gute Woche. Die Reise hat sich gelohnt.

Hans Dohrenbusch

Die „Telemeter“- Sensation kommt...

„Telemeter ist glücklich!“ künden die großen Inserate in den Zeitungen Torontos. In den Büros von Trans Canada Telemeter in der Bloor Street West aber herrscht Hochbetrieb. Mitte Januar – so berichtet die Telephone News – soll Fernsehen gegen Münzeinwurf (Pay Television nennt man es hier) in Etobicoke, dem Vorort Torontos, zur Wirklichkeit werden. Dann werden die „Abonnenten“ die allerneuesten Filme im eigenen Haus sehen können! Schon sind die Telefonarbeiter mit der Legung eines Kabels in der Länge von 93 Meilen beschäftigt.

„Am häufigsten werden wir gefragt: Was kostet die Sache?“ heißt es in den Telemeter-Inseraten. Die Antwort: „Der Anschluß Ihres Fernsehapparates an Telemeter kostet fünf Dollar – genausoviel wie der Anschluß eines Fernsprechers.“

Die nächste Frage aus dem Publikum dreht sich natürlich auch wieder um das liebe Geld: „Wieviel muß ich im Monat bezahlen?“

Und Telemeter antwortet: „Sie zahlen keine monatliche Gebühr. Sie zahlen nur für jene Programme, die Sie selbst auserwählen. Der Preis jedes Telemeter-Programmes wird angekündigt. Sie werfen sodann die nötigen Münzen ein, und die Darbietung kann beginnen – natürlich ohne jede Reklamesendung!“

Für die einmalige Zahlung von fünf Dollar erhält der Kunde des Systems eine „Box“ in der Größe eines kleinen Radioapparates, der an den Fernsehempfänger im Haus angeschlossen wird. Die jeweilige Gebühr per Programm wird 75 Cents per Film betragen, doch bei „besonderen Darbietungen“, die nicht im „gewöhnlichen“ Fernsehprogramm geboten werden, einen Dollar übersteigen.

Abonnenten des Telemeter-Systems haben die Wahl zwischen drei „Channels“. Während „A“ und „B“ jede Woche einen neuen Film zeigen werden, ist „C“ den „besonderen Darbietungen“ vorbehalten. Hier hofft man unter anderem, große Sportereignisse bringen zu können, die von den regulären Fernsehsendern nicht gebracht werden dürfen. Die Veranstalter sollen mit einem Anteil aus den eingeworfenen Münzen entschädigt werden.

Trans Canada Telemeter, eine Tochtergesellschaft von Famous Players – Kanadas größter Kinokette –, handelt getreu einem alten nordamerikanischen Sprichwort: „Wenn du den Feind (Fernsehen) nicht besiegen kannst, verbünde dich mit ihm.“

Der Vorort Etobicoke dient als erste Etappe des geplanten „Siegeszuges“ von Telemeter in Kanada. Im Augenblick kommen hier 40 000 Familien als Kunden in Betracht, und Telemeter behauptet, daß bereits von 70 v. H. der Haushalte „positive Anfragen“ vorliegen.

Torontos „Telephone News“ bezeichnet das Projekt als das erste seiner Art in der Welt. Ob es reüssieren wird? Heute jedenfalls hat Telemeter den Reiz der Neuheit für sich...

Jedenfalls sind die Kanadier – gemäß einem soeben von der UNESCO veröffentlichten Bericht – die enthusiastischsten Filmfans von Amerika. Während der Kanadier „per Kopf“ im Jahr 15,6mal ins Kino geht, tut dies sein Nachbar in den USA nur 14,7mal und der Mexikaner gar nur 8,5mal. Daran dürfte auch Telemeter nicht viel ändern – hoffen die Kinobesitzer!



Im Kinderfilm muß keiner sterben

Von Daniel Behrman

Der Film kann belehren und gleichzeitig unterhalten. Das beweisen die neuen indischen Kinderfilme, die in den letzten Jahren von der Gesellschaft für den Kinderfilm in Indien gedreht wurden. Obwohl diese Gesellschaft erst seit 1955 besteht, ist es ihr inzwischen gelungen, sich in ganz Indien ein großes Publikum zu verschaffen von den Stadtkindern, die Sondervorstellungen in den Filmtheatern besuchen, bis zu den Dorfkindern, die sehnsüchtig auf die Ankunft des Filmwagens warten. Was bisher geleistet wurde, beschreibt Mr. Mahendra Nath, der Generalsekretär der Gesellschaft, als er kürzlich im UNESCO-Haus in Paris zu Besuch war. Mr. Nath berichtete, daß Indien im Jahre etwa 310 Filme herstellt und damit der zweitgrößte Filmproduzent der Welt ist. Die indischen Behörden seien zu der Überzeugung gekommen, daß man dem jugendlichen Publikum mehr Aufmerksamkeit widmen müsse, als das bisher geschehen sei. Es genüge nicht, sich darauf zu beschränken, bestimmte Filme „nur für Erwachsene“ zuzulassen.

Diese Erkenntnis führte zur Gründung der Gesellschaft für den Kinderfilm, die von der Regierung jährlich mit einem Zuschuß von 200 000 Dollar unterstützt wird. Sie stellt nicht nur eigene Filme her, sondern übernimmt auch ausländische Filme und adaptiert sie für die indischen Kinder. Auf diese Reise will man den Kindern auch des letzten Dorfes Gelegenheit geben, einen Blick in die Welt jenseits der Grenzen ihres Vaterlandes zu tun.

Vor allem aber will die Gesellschaft, wie Mr. Nath es ausdrückte, „den Film als eine moralische Kraft zur Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit einsetzen.“ Bei den Eigenpro-

Aus dem Filmmusical „Marktplatz“

duktionen hat man sich daher vielfach betont auf die indischen Überlieferungen gestützt, um dem Lebenskreis des Kindes nahe zu bleiben und ihm gleichzeitig unauffällig eine Lehre zu übermitteln.

Für abendländische Begriffe sind die Produktionskosten dieser Filme lächerlich gering. Sie betragen im Durchschnitt 20 000 Dollar pro Film. Führende indische Filmstarbeiter arbeiten kostenlos für diese gute Sache; aus den Reihen der jugendlichen Mitspieler sind inzwischen schon einige neue führende Filmschauspieler hervorgegangen. In den Städten werden die Kinderfilme in Morgenveranstaltungen der normalen Filmtheater gezeigt. Die Eintrittskarte kostet 4 Anna, etwa 20 Pfennig. Eine Steuer wird nicht erhoben.

Die Gesellschaft verteilt gewöhnlich vor einer Filmvorführung Fragebogen an die Kinder, um später ihre Reaktionen zu prüfen. Auf diese Weise erhielten sie manche wertvollen Anregungen. Ein paar kecke kleine Ratgeber schlugen vor, während der Pausen Süßigkeiten zu verteilen oder aber Filme für die Eltern zu drehen, „aus denen sie lernen können, daß man seine Kinder nicht verhaut.“

Der beliebteste Film, den die Gesellschaft bis jetzt drehte, heißt „Jaldeep“ (Der Leuchtturm). Er wurde bei den Filmfestspielen in Venedig im Jahre 1957 ausgezeichnet. Nicht weniger als 13 000 Zuschauerkommentare liegen zu ihm vor. Bei der Vorführung einer besonders dramatischen Szene des Films geschah es – einer der Helden war in Gefahr, zu ertrinken –, daß ein großer Junge seinem weinenden kleinen Bruder aufmunternd zurief: „Nun sei doch nicht so dumm: „in einem Kinderfilm muß doch keiner sterben!“

Filmsplitter

Happy-End bevorzugt

Die neue Welle der Franzosen begann damit, daß junge Regisseure Filme von bedrückender Realistik drehten. Die Presse war voll des Lobs. Mit der Zeit aber ist diese neue Welle eine Masche geworden. Dem Beispiel dieser jungen Männer folgend, verfilmen auch amerikanische Regisseure solche harten Stoffe. Walt Disney meinte dazu: „Ich verfilme viel lieber Themen, die von den positiven Seiten des Lebens handeln; denn das Publikum sieht doch letzten Endes viel lieber Filme mit Happy-End.“

Man muß wissen

Eine kleine Anregung für diejenigen unserer Leser, die in den Ferien nach England fahren. Dort bezeichnet man nämlich die nicht jugendfreien Filme als – X – Filme.

Minderwertigkeitskomplexe

Rock Hudson mußte als Zeuge vor Gericht erscheinen und seine Personalien angeben. Als Beruf nannte er „bester Schauspieler Hollywoods“. Später von Kollegen zur Rede gestellt, entgegnete er spöttisch: „Was blieb mir anders übrig, ich stand unter Eid.“

Rache!

Oft geschieht es, daß Filme von Kritikern auf die ironischste Art „verrissen“ werden. Verständlich ist es daher, daß sich die amerikanischen Regisseure entschlossen haben, einen jährlichen Preis an den besten „Filmverreiber“ zu verleihen. Ob dieser Preis wohl die Scharfzüngigkeit der amerikanischen Kritiker anspornen wird?

Letzte Rettung: Bibel

Seit einiger Zeit werden wir mit historischen und sogenannten biblischen Filmen überflutet. Man könnte diese Art Filme auch eine Welle nennen, aber keine neue Welle, denn es gab sie schon immer, jedoch noch nie in diesen Ausmaßen. Italien steht an der Spitze mit 40 solcher Filme im Jahre 1959. 1960 sollen es sogar 60 werden. Solange es nur Geschichtsfilm sind, sollte man noch ein Auge zudrücken. Daß aber die Bibel für Filme erhalten muß, die mit Sex und brutalen Kriegsszenen gepropft sind, das geht zu weit.

Lockmittel

Hollywoods Kinobesitzer lassen sich immer wieder neue Lockmittel einfallen. Die jeweils ersten fünfundsiebenzig Damen, die bestimmte Vorstellungen eines B.B.-Filmes besuchten, durften sich kostenlos die Frisur ihres Idols machen lassen.

Ob da die Kinos wohl leerbleiben, wenn ein Film mit Yul Brynner läuft?

Mut

J.B. Priestley, der berühmte englische Schriftsteller, schrieb ein Drehbuch nach dem Roman eines amerikanischen Studenten. Dieser Roman ist eine Anklage gegen die H-Bombe. Die Dreharbeiten zu diesem Film, den Priestley „Level-X“ betitelte, beginnen voraussichtlich Anfang Juli.

Protest

Der amerikanische Reißer „Sie kamen nach Cordura“, mit Gary Cooper in der Hauptrolle, darf in Mexiko nicht mehr gezeigt werden. Grund: Die Mexikaner protestierten aufs heftigste gegen diesen Film, weil darin der Sieg einer Truppe amerikanischer Soldaten über ein gut ausgerüstetes mexikanisches Fort gezeigt wird. An die Beteuerung der Filmgesellschaft, man habe acht mexikanische Historiker zu Rate gezogen, stürzten sich die heißblütigen Mexikaner nicht.

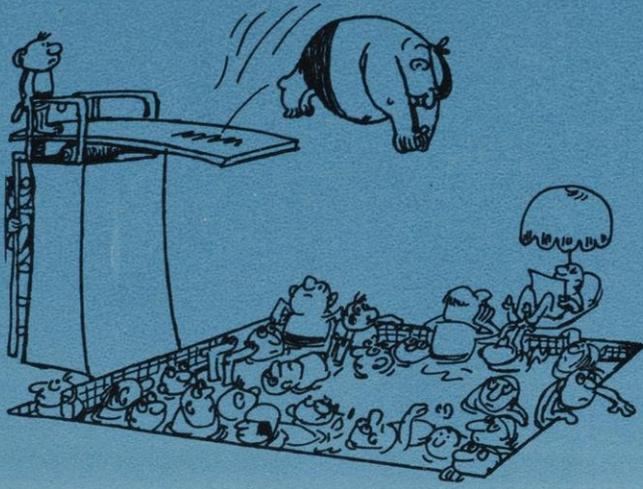
Ziel Brasilia

Immer mehr Hollywoodianer wandern aus. Großes Ansiedlungsziel ist Brasilien. Eine ganze Reihe Stars haben sich Grundstücke nahe der neuen Hauptstadt Brasilia gekauft.

H. P.

Ferien

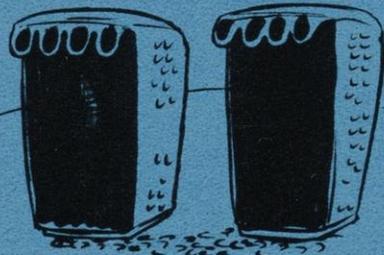
Gezeichnet
von Arnold Faust



„Aufnahme gefällig?“



Camping-Idyll



„Die denken alle, wir wären eine Fata Morgana“